Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 32 Marburg i. H., den 10. August 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Antinomien der Liebe: 2. Natürliche und sittliche Liebe — Unbarmherziges Christentum — Götternamen. Erste Hälfte — Frauenstudium: 1 — Politisches aus Bayern — Verschiedenes: Bessere Fürsorge für unsre Diaspora; Noch einmal Heinrich Hansjakob; Vom weißen Kreuz — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen: Bund vom Weißen Kreuz; Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein; Umfrage, evangelische Bibliotheken betr.

Antinomien der Liebe

2. Natürliche und sittliche Liebe

Markus 3, 33—35

Wer für den Schöpfer Himmels und der Erde, den heiligen und gewaltigen Gott, nur Einen Namen kennt, der seiner würdig ist, die kindliche Anrede „Mein Vater," der hat damit seinem irdischen Vater zugleich ein unvergängliches Denkmal kindlicher Ehrfurcht und Dankbarkeit errichtet. Hätte Jesus unter den Menschen, die seiner Kindheit nahe standen, eine edlere und reinere Gesinnung gefunden als die Liebe seines Vaters, und hätte nicht mit seiner kindlichen Liebe zum Vater seine Seele die ganze Fülle ihrer sittlichen Kräfte entfaltet, er hätte seine Gemeinschaft mit Gott nicht durch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn darstellen können. Nicht weniger rein und innig ist die Liebe zu seiner Mutter gewesen; ob wir auch fast nichts davon hören — der eine Zug in dem Bilde des Gekreuzigten, wie er in den Stunden der Qual und des Grauens der Fürsorge für seine Mutter nicht vergißt, sagt mehr als die rührendsten Worte. Und schon die Verehrung, die die Mutter des Herrn von Anfang an in der christlichen Gemeinde gefunden hat, läßt uns ahnen, wie hoch ihm selbst seine Mutter stand. Ist es doch eine alte Erfahrung, daß alle Heroen des Geistes das Beste, was ihnen neben dem Reichtum ihres eignen Genius von Gott geschenkt ist, durch den Einfluß ihrer Mutter empfangen haben. Jesus hat den Segen der zarten und herzlichen Liebe, die sich in glücklichem Familienleben zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern entfaltet, voll erkannt. Er hat sie geschützt und geheiligt, da er die Erfüllung des alten Gebotes „Ehre Vater und Mutter" höher wertet als die pharisäische Frömmigkeit, die in übereifriger Kirchlichkeit dem Heiligtum weiht, was kindliche Liebe in der Sorge für die Eltern aufwenden müßte. Das ist ihm eine Umkehrung der göttlichen Ordnung. Durch Christus ist die Flamme der Liebe, die auf dem traulichen Herde des Familienlebens lodert, zur geweihten Opferflamme geworden. Die natürlichste und freieste Liebe ist für uns Christen zugleich die heiligste und göttlichste. An der kindlichen Liebe zu Vater und Mutter gewinnt unsre Liebe zu Gott die Gestalt und Farbe der Erfahrung. Ohne die Liebe unter Brüdern und Schwestern wäre die Liebe zum Nächsten eine blasse Idee und keine lebendige Empfindung. Im Familienleben, dessen Seele die Liebe ist, schaut der christliche Glaube das verkleinerte Spiegelbild des Lebens im Reiche Gottes, in dem Gott und Menschen sich zusammenschließen durch die Liebe.

* * *

Nichts macht das Herz so eng wie das Familieninteresse. Unter der Sorge für Weib und Kind erschlafft des Mannes Hingebung an seine Freunde und erlahmt seine Freudigkeit, Opfer zu bringen für große Zwecke. Durch die Verehrung für ihren Mann und die Liebe zu ihren Kindern wird die Frau blind für die Vorzüge und Tugenden fremder Menschen. Die Sitte des Elternhauses gilt den Kindern als das Beste, so daß es ihnen schwer wird das Bessere unbefangen anzuerkennen. Der Familienegoismus ist viel empfindlicher und hartnäckiger als persönliche Selbstsucht. Er macht rücksichtslos und ungerecht, und das Schlimmste ist, er verführt uns zu dem Wahn, als wären wir mit dem unbedingten Eintreten für die Unsern in vollem Rechte. Jesu Mutter und Brüder sind zweifellos überzeugt gewesen das Beste zu wollen, als sie ihn der aufreibenden Wirksamkeit zu entziehen suchten, durch die er in den Ruf eines wahnsinnigen Schwärmers gekommen war. Sie meinten es seinem Glück und der Ehre ihrer Familie schuldig zu sein, ihn in die geordnete Bahn seines bürgerlichen Berufes zurückzuführen — ohne Verständnis für die großen Ziele seines Wirkens. Aber er zerreißt das hemmende Netz engherziger Anschauungen und kleinlicher Rücksichten mit dem herben und großen Wort: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. Christliche Liebe kennt keine verwandtschaftlichen Beziehungen und Rücksichten. Sie löst, was das Blut verbindet, und schließt zusammen, die den Willen Gottes thun. Sie kennt keine Verwandtschaft, wo sie nicht die Züge des göttlichen Angesichts im menschlichen Wesen wiederfindet. Sie fragt nur, ob Gottes Leben durch unsre Seele rinnt und Gottes Wille unser Wollen lenkt. In der Gemeinschaft heiligen Wollens sind alle natürlichen Beziehungen untergegangen. Es giebt keine Familie als die Gemeinschaft der Guten — das Reich Gottes.

* * *

Christliche Liebe pflegt warm und innig alle zarten und tiefen Beziehungen, in denen das Familienleben sich entfaltet, und christliche Liebe hebt alle natürlichen Schranken auf, um eine Familie zu schaffen, in der alle Guten und die Guten allein zusammengeschlossen sind. Selten nur fällt die natürliche Verwandtschaft ganz mit der sittlichen Verwandtschaft zusammen. Wie oft ist unser Herz geteilt zwischen Menschen, deren Blut in unsern Adern fließt, und Persönlichkeiten, mit denen wir eins sind in heiligem Wollen! Schmerzliche Kämpfe nur um die schwere Wahl, ob wir uns zur Familie unsers Vaters halten sollen oder zur Familie unsers Gottes, können die furchtbare Spannung unsrer Liebe lösen. Aber gerade in solchen Kämpfen wird die Liebe fest und rein. Im Schoße der Familie saugt sie die wohlthuende Wärme in sich auf, ohne die die Verbindung durch den guten Willen immer etwas Erzwungnes und Künstliches behält. Im Kreise der Kinder Gottes durchdringt sie sich mit der lautern und strengen Klarheit, ohne die das Familienleben in seinen Gliedern schlaffe Selbstzufriedenheit und selbstsüchtige Interessen groß ziehen würde. Die Stürme, in denen sich der Ausgleich zwischen natürlicher Wärme und sittlicher Klarheit vollzieht, reinigen unsre Liebe, daß wir in der Familie leben, als lebten wir im Reiche Gottes, und im Reiche Gottes, als lebten wir in der Familie.

Rfs

Unbarmherziges Christentum

Ueber die bunte Menge neuer Strebungen und Strömungen auf dem Gebiete der evangelischen Kirche in Deutschland ein Urteil sich zu bilden, welche davon heilsam, welche bedenklich und gefährlich sind, ist gewiß keine leichte Aufgabe. Die Christliche Welt hat bisher, so weit ich sehe, an alle neuen Erscheinungen des kirchlichen Lebens den Maßstab angelegt, ob sie geeignet schienen, gewissenschärfend zu wirken, mit andern Worten, ob man hoffen dürfe, daß sie der evangelischen Christenheit einen Gewinn an sittlicher Erkenntnis und sittlicher Kraft bringen würden. So standen wir vordem zu der sogenannten Sulzeschen Gemeindereform und der evangelisch-sozialen Strömung, während wir die Selbständigkeitsbewegung in der politischen Form, die sie in Preußen angenommen hat, ablehnten. Unter diesem Gesichtspunkte haben wir auch der neuesten und vielleicht originellsten und zukunftsreichsten, weil von starken religiösen Impulsen hervorgerufenen: der Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung ein warmes Interesse entgegengebracht. Denn es ist keine Frage, daß die Evangelisten, Männer wie Lepsius, Müller, Paul, Jellinghaus, Lohmann, sich an das Gewissen gewendet haben, daß von ihnen, auch wenn man ihre Absonderlichkeiten und Irrungen zugesteht, viel zu lernen ist, sowohl für die kirchliche Praxis, die ach so oft! zum Handwerk und zur Schablone herabsinkt, wie für die Predigt, die die Töne der Entschiedenheit viel zu sehr vermissen läßt, und für die Theologie, die in Gefahr steht, über der wissenschaftlich kritischen Behandlung der Schrift den Blick für ihren unendlichen religiösen Reichtum zu verlieren. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die opferwillige Thatkraft der Gemeinschaftskreise etwas für die Kirche, auch für den Kreis der Freunde der Christlichen Welt, tief Beschämendes hat. Ich für mein Teil wenigstens muß bekennen, daß ich sowohl aus den litterarischen Leistungen der Männer der Evangelisation wie aus dem Eindruck persönlichen Verkehrs mit dem Einen oder Andern von ihnen den höchsten Respekt gewonnen habe, und daß ich der Ueberzeugung bin, es werde aus ihrem Wirken, wenn auch nicht, wie sie wohl selbst hoffen, eine Neuerweckung urchristlicher Frömmigkeit, so doch ein sehr heilsamer Antrieb zu größerm Ernst und größerer Sammlung auf die eigentlich religiöse Aufgabe der Kirche ausgehen.

Um so betrübter war ich, in der Mainummer der von Lepsius herausgegebnen Zeitschrift „Das Reich Christi," die ich im übrigen allen nachdenklichen Beobachtern des kirchlichen Lebens der Gegenwart zur Beachtung empfehle, einen Artikel von dem bekannten bisherigen Düsseldorfer Pfarrer Samuel Keller las. Keller hat sein Amt aufgegeben, um ganz der Evangelisation zu leben; vielen Lesern ist er wohl auch unter dem Pseudonym Ernst Schrill als gewandter Erzähler und Schilderer russischen Lebens bekannt. Jener Artikel schien mir gar nicht gewissenschärfend, sondern eher gewissenverwirrend. Nicht um wahrscheinlich nutzloser Polemik willen, sondern weil es sich hier nach meinem Eindruck um eine sittliche Gefahr ersten Ranges handelt, ergreife ich das Wort zu einer entschiednen Ablehnung der dortigen Ausführungen, nicht im Namen einer Richtung oder Partei, sondern ich denke im Namen des Evangeliums selbst. Ich will übrigens nicht unterlassen zu bemerken, daß der Redakteur des Blattes, also Lepsius, die Verantwortung für den Artikel nicht übernehmen zu können erklärt hat.

Zum Verständnis muß ich Einiges vorausschicken. Stöcker hat in der Freien kirchlich-sozialen Konferenz den Versuch gemacht, der unter seiner Führung stehenden kirchlich-sozialen Gruppe durch Verschmelzung mit der Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung einen neuen Kräftezuwachs zu verschaffen. Ich habe diesen Versuch von vornherein für aussichtslos gehalten. Denn die Interessen der beiden Kreise sind durchaus verschieden. In Stöckers Gruppe sind tonangebend die alten Kämpen der Selbständigkeitsbewegung, denen vor allem die Machtvermehrung des kirchlichen Instituts als politischer Größe und des kirchlichen Amtes am Herzen lag. Die Gemeinschaftskreise unterscheiden sich zwar je nach der schroffern oder leisern Abneigung gegen die offizielle Kirche — dafür kommt es wesentlich auf das Kirchengebiet an, worauf sie sich angesiedelt

haben —; aber sie alle sind darin einig, daß diese Kirche nur ein höchstens aus Pietät zu tragendes Zerrbild der vom Urchristentum gewollten Organisation der Gläubigen, und das auf eine äußerliche rechtliche Berufung gegründete Amt ganz und gar wider den Geist der Apostel und Evangelisten sei. Um es auf Formeln zu bringen, so lautet die Parole dort: Kirchenordnung und Kirchenzucht, hier: persönliche Bekehrung; dort: Amt und Organisation, hier: Charisma und freie Gemeinschaft. Mögen beide in vielen Stücken, wie namentlich in der Anklage gegen die jetzige Kirche auf Vernachlässigung der reinen Lehre, — wobei freilich unter der reinen Lehre beiderseits etwas recht verschiednes gemeint ist — und zu weit gehende Rücksichtnahme auf die Mächtigen dieser Welt übereinstimmen: gerade in den positiven Zielen besteht eine so tiefgreifende Differenz, daß eine dauernde Zusammenschweißung kaum denkbar ist, es sei denn, daß sich die eine oder andre Richtung grundsätzlich ändre. Wenn daher die norddeutschen Träger der Evangelisation diese Verbindung, wie Stöcker selbst beklagt hat, ablehnen, während einige der west- und süddeutschen Führer ihr geneigt sind, so scheint mir dies nur daher zu kommen, daß jene eben die christlich-sozialen Gedankenkreise besser kennen als ihre Brüder in Württemberg und Rheinland, und dadurch befähigt sind, die Schwere der trennenden Differenzen deutlicher herauszufühlen. Nach dem Gesagten verdenke ich es also weder Lepsius noch Keller, daß sie sich gegen ein Handinhandgehen mit der Stöckerschen Gruppe wenden, wenngleich ich meine, daß der Ton, in dem Keller sein Mißtrauen ausspricht, von Stöcker mit Recht als ein verletzender und unbrüderlicher beklagt wird. Was ich aber an Kellers Auslassungen als geradezu anstößig empfinde, sind folgende Gedanken.

Keller hört aus den Reihen der Christlich-Sozialen die Frage an die Anhänger der Evangelisationsbewegung heraus:

> Wenn ihr mit offnem Auge und liebewarmem Herzen die sozialen Nöte von Millionen unsrer Mitbrüder anseht, müßt ihr doch auch unsre Stimmung teilen, daß euch jammert des Volks. Und ob ihr manches von euerm Standpunkt aus anders beurteilt, als wir, einen Scheinwerfer giebt es doch, der euch bewegen müßte, uns die Hand zum Bunde zu reichen. Wenn sich nämlich viele Mitbrüder in einer äußern Notlage befinden, die sie hindert oder es ihnen ganz unmöglich macht, ihrem Beruf als Gotteskinder nachzukommen, muß das allein nicht schon Grund genug für euch sein, mit uns zu arbeiten an einer Aenderung solcher Lage? Hat die offizielle Kirche, gebunden durch ihre Beziehungen zum Staat, lang genug Priester und Levit gespielt, wie kann euch, die ihr mit dem Gebot der Nächstenliebe Ernst macht, solche Not kalt lassen? . . .

Darauf antwortet Keller:

> Wir bestreiten zuerst den oft schon zum Ausgang der Besprechung genommenen Satz, daß es Notlagen giebt, die es unsern Mitmenschen unmöglich machen, ihrem Beruf als Gotteskinder nachzukommen. Entweder ist das Wort Notlage unrichtig oder der Begriff vom „Beruf der Gotteskinder" falsch. Ich kenne keine Notlage, die es einem wirklichen Gotteskind unmöglich machte, seinem Beruf zum ewigen Leben nachzukommen. Geldnot, Arbeitsnot, Krankheit, Gefängnis — was kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist? Paulus im Gefängnis zu Philippi, Paulus unter den Mißhandlungen einer wütenden Menge, Paulus im Gefängnis zu Cäsarea, Paulus auf der langwierigen Seereise — war er nicht immer imstande seinem Beruf zum ewigen Leben treu zu bleiben? War die Sklaverei im alten Heidentum, die Brot- und Arbeitsnot im alten Rom, die Rechtlosigkeit der ersten Christenheit — waren das nicht soziale Nöte ersten Ranges, und doch fiel es keinem Wortführer des Urchristentums ein, eine Aenderung der staatlichen Gesetze zu Gunsten der Christen zu verlangen, weil diese ihrem himmlischen Berufe innerhalb dieser schwierigen sozialen Verhältnisse nicht nachkommen konnten. . . . Sind diese Notlagen stärker als der lebendige Gott mit seinen Verheißungen und seinem wirklichen Eingreifen ins Leben der Seinen? Ists nicht wahr, daß die Gottseligkeit die Verheißung hat dieses und jenes Lebens? Wenns wahr ist, daß man am ersten trachten soll nach Gottes Reich und der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, damit einem das Nebensächliche, das Irdische, was den Gegenstand der Sorgen und des Grübelns der Weltleute und Heiden ausmacht, von selber zufalle, das heißt, daß der lebendige Gott sich mit seinem Segen lösend und helfend auch zu den irdischen Beziehungen der wahrhaft Gläubigen bekennen wird, so weit es ihnen heilsam ist — dann giebts keine Notlagen, wo man seinem Heiland nicht dienen und wo man seinen Heiland nicht bekennen könnte. Wie wir sonst in andern Fällen von vornherein darüber prinzipiell einig sind, es könne in der Weltregierung unsers Gottes trotz aller Sünde der Menschen kein notwendiges Uebel geben — entweder ist es für den Einzelnen keine Notwendigkeit es mitzumachen, oder es ist ihm kein Uebel, sondern eine heilsame Heimsuchung —, so urteilen wir auch über die heutigen sozialen Verhältnisse. Wir leugnen

manche Ungöttlichkeit, manchen Widersinn, manche gemeine Selbstsucht derjenigen, die an ihnen schuld sind, durchaus nicht, wir hätten auch nichts dagegen, wenn man im Namen des Rechts oder der Wahrheit oder der Gerechtigkeit oder der Natürlichkeit solche Verhältnisse zu beseitigen strebt — aber wir leugnen ganz bestimmt unsre Pflicht, uns mit der Hinwegräumung dieses Weltschuttes zu befassen im Namen des lebendigen Christentums. Es liegt keine Nötigung von seiten des christlichen Gewissens oder, wie man oft sagt, der christlichen Bruderliebe vor, politische Anstrengungen zu machen, um weltliche Gesetze verändern zu wollen, die ins Gebiet des Geisteslebens der Kinder Gottes nicht eingreifen können. Sonntagslose Christen — ich meine wirkliche Christen, braucht es keine zu geben, denn nirgends zwingt der Staat oder die Not ein lebendiges Gotteskind solch einen Beruf zu ergreifen, in dem er nicht Zeit genug für seine Seele gewänne. . . . Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Wo ein Kind Gottes bei aller Treue es wirklich auf die Dauer nicht durchsetzen kann, dem Herrn neben dem irdischen Beruf zu dienen, da kann es heutzutage anderswo Arbeit finden, die es nicht mehr hindert. . . . Mir scheint darum, nicht die sozialen Verhältnisse bedürfen der Aenderung, sondern die Menschen müssen Hunger nach dem lebendigen Gott bekommen. Wo der Hunger mit jener bekannten Gewalt (Matth. 11, 12) sich regt, da bricht er Eisen!

Aber es ist noch ein andrer Gesichtspunkt, der mir heute vorschwebt. Sind unsre sozialen Mißstände wirklich eingetreten, ohne daß der Herr darum gewußt hätte? Wo war er, als die blinde Sammelwut der Einen und die ebenso blinde Genußsucht der Andern, wo Geld und Dampf, Unzucht und Trunksucht und wie die andern modernen Tyrannen alle heißen mögen, die Fesseln für unsre Zeit schmiedeten? Steht es nicht geschrieben Amos 3, 6: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Oder: Was der Mensch säet, das wird er ernten? Giebts nicht geistige Naturgesetze, oder soll ich besser sagen, geistliche, die ebenso wenig, wie die sinnfälligen, nicht ungestraft übertreten werden können? Man hat das Diesseits betont — weil man sich vom lebendigen Gott entfernt hatte und ihm nicht glaubte —, man hat sich ein diesseitiges unbiblisches Christentum eingerichtet, nun trägt es seine Früchte! . . . Weil nun die Leute Jesum im großen und ganzen verworfen haben, was man nach dem Leben und Treiben auch vieler Kirchgänger nicht zurückzunehmen braucht! — darum hat er sie dahingegeben in die natürliche Entwicklung ihrer Wege! Es ist die Gerichtszeit! Die Sichel klingt zur Ernte, und die lebendigen Christen lassen sich herausretten aus dem allgemeinen drückenden Welttreiben. Sie haben einen wirklichen Trost an ihrem Jesus, eine wirkliche Veränderung ihres Lebens; selbst in den schwersten irdischen Verhältnissen leuchtet ihnen Himmelslicht und spüren sie die Segnungen ihres erhöhten Meisters, sobald sie anfingen seinen Willen auch im Leiblichen, auch im Geldpunkt zu thun. Der nicht wollte, daß in Israel Bettler sind, sorgt auch heute noch für die wahrhaft gläubigen Christen in staunenerregender Weise, wenn auch die Welt — auch die christliche Welt — nichts davon erfährt. Wir sind nicht genötigt den dreiundzwanzigsten Psalm zu verändern: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!" Das Gefühl des Mangels ist nicht dasselbe, wie das Nichthaben oder Nichtgenießen dieses oder jenes Dings. Wer die volle Hilfe Jesu erfahren hat, wenn das Herz versöhnt ist mit Gott durch Jesum, wer Ernst gemacht hat mit dem Gehorsam und der Hingabe in den Willen seines Gottes, der kann getrost und freudig mit einem sogenannten „Hungerlohn" auskommen, wo nebenbei die trunksüchtigen Genossen zähneknirschend vorkommen! Wer aber dieses neue Leben von oben abwies, ist unter dem Gericht! Ob er Millionär ist oder darbender Lehrer oder ostelbischer Ackerknecht, sein Los ist zum Verzweifeln: er ist unter dem Fluche des Gewissens hier nie zufrieden, und wenn er stirbt, geht er nur in ein schwereres Gefängnis für immer. . . .

. . . Und da sollten wir halbe Hilfe beantragen? Da sollten wir einer ungöttlichen Welt die gewaltigen Zuchtruten unsers Gottes aus falschem Mitleid wattiren und polstern, damit das letzte Mittel, sie aufzuschrecken aus dem Schlaf der Verblendung und dem Elend des innern seelischen Verkommens, hinweggethan werde? Nein, wir stehen eben bloß im Zeichen der Predigt, die selbst eine Gerichtsseite, eine scheidende und schneidende Schärfe haben muß, nicht in den Zeiten der Erquickung, die allein des Menschen Sohn wird bringen können, wenn er wieder kommt. Darum haben wir alle Zeit und Kraft nicht übrig für politische Agitation, sondern nur für Evangelisations- und Gemeinschaftspflege!

Mit diesen Ausführungen hat Keller, wenn ich ihn recht verstehe, nicht etwa nur seine Abneigung gegen christlich-soziale, politische Agitation begründet, sondern einen Grundsatz evangelischer Ethik angegriffen, über den bisher kein Zweifel und kein Streit gewesen ist. Er hat schlechthin die Pflicht bestritten, sich aus christlicher Liebe auch der irdischen Not der Mitmenschen anzunehmen. Er hat bestritten, daß das lebendige Christentum von seinen Bekennern den Kampf gegen alles Elend verlangt.

Ich muß ihm aber dabei vor allem sagen, daß er seinen Gegnern — und in diesem Punkte rechnen wir uns ganz und gar zu seinen Gegnern — eine viel zu künstliche Motivirung ihrer Arbeit für die Besserung der Lebensverhältnisse und ihres Kampfes gegen alle Versuchung zur Sünde unterschiebt. Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß es Verhältnisse giebt, die unsern Mitmenschen unmöglich (im strengen Sinne des Wortes) machen, ihrem Beruf als Gotteskinder nachzukommen. Wir wissen auch, wie Paulus und andre Helden des Glaubens in furchtbarster Bedrängnis und Trübsal Glauben gehalten haben. Wir geben ohne weiteres zu: lebendige Christen sind niemals gezwungen, Sünde zu thun, und sind erlöst von allem Uebel. Auch in der elendesten Hütte, im Zusammenhausen mit Schlafburschen und Schlafmädchen, als ein sonntagsloser Mensch, ausgeschlossen von aller Aussicht auf Besserung seiner Lage, beim Anblick des abgezehrten Weibes und der kümmerlichen Kinder wird ein Christ, der wirklich ist, was er heißt, rein bleiben und sein Vertrauen nicht wegwerfen.

Aber ist deshalb das Elend nicht Elend? Soll er es ruhig mit ansehen? Das scheint mir nicht Glaube, sondern Fatalismus. Keller beruft sich auf Paulus. Aber hier liegt ein offenbarer Trugschluß vor. Nicht gilt es zu beweisen, daß Paulus alles Leid durch Geduld überwunden hat, sondern daß er, weil solches Leid seiner Seele nichts anhaben konnte, auch nichts gethan habe, ihm zu entrinnen oder es zu beseitigen. Das aber läßt sich nicht beweisen. Sondern im Gegenteil! Paulus ist aus der Gefangenschaft geflohen, Paulus hat gegen ein ungerechtes Urteil appellirt, Paulus hat dreimal den Herrn gebeten, den Pfahl im Fleisch wegzunehmen, Paulus hat keine Mühe gescheut, den bedrängten Christen in Jerusalem ihre Armut zu erleichtern. Paulus hat also alles dies, was Not, Elend, Leid war, mit der ganzen Energie seines Wesens bekämpft. Hat Jesus es anders gemacht? Er hat Kranke geheilt — wie oft! Er hat über die Mächtigen und Reichen, die das arme Volk drückten, Wehe gerufen. Er hat für Hunger und Durst Erbarmen gezeigt. Und das ist ihm ein wesentliches Stück des Thuns der Werke Gottes gewesen.

Soll dies Werk Jesu nicht ebenso von seinen Jüngern fortgesetzt werden wie das Werk der Seelenerrettung? Ja läßt sich das Eine thun ohne das Andre? Wenn wir christlich-soziale Arbeit treiben, so ist also unser Motiv nichts als der Gehorsam gegen Jesus Christus. Wir kämpfen gegen soziale Mißstände nicht nur um der Seelen willen, die darunter seufzen und gehindert werden könnten, zu Christus zu kommen, sondern weil wir aus jeder Not die Weisung Gottes heraushören, sie zu beseitigen. So verstehen wir das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, vom reichen Mann und armen Lazarus, so die Rede Jesu von den Schafen und Böcken. Er will es, daß wir uns der Not, auch der leiblichen Not erbarmen. Das ist unser Motiv. Er will, daß wir uns bemühen mit allen Kräften, das Elend aus der Welt zu schaffen. Und wer will uns wehren, solche Kräfte und Hebel zur Durchführung seines Willens auch in der Beteiligung am öffentlichen Leben und an der Gesetzgebung, in der Organisation, Presse, Vereinsbildung u. s. w. zu sehen? Im Gegenteil, wir würden Sünde thun, wollten wir es verabsäumen, diese Kräfte in den Dienst der erbarmenden Liebe zu stellen.

Ein Christ, der sich solcher Arbeit ganz und gar entziehen wollte, verrät damit nur, daß er noch nicht vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ist. Denn die Bruderliebe ist das Erkennungszeichen der Wiedergeburt. Ob solche Liebe durch christlich-soziale Arbeit oder auf den Wegen der Innern Mission, oder in persönlicher Berührung von Mensch zu Mensch, oder im Beruf geübt werden soll, ob alle diese Arten ihrer Bethätigung gleich wert sind — wie ich meine — oder ob der Herr von seinen Jüngern auch eine bestimmte Methode ihrer Arbeit fordert: darüber mag man streiten, aber die Aufgabe selbst darf man nicht verrücken, ohne dem Evangelium Abbruch zu thun.

Aber Kellers Ausführung greift noch viel weiter. Er charakterisirt es als falsches Mitleid, an der Hebung und Besserung der sozialen Verhältnisse thätig zu sein. Er stellt es geradezu als ein Handeln wider Gott hin, wenn Christen das thun. Denn: sind diese Mißstände ohne Gottes Willen eingetreten? Gewiß nicht. Sie sind die Strafen Gottes dafür, daß sich die Menschen von Jesus abgekehrt haben, die Boten und

Häscher des Gerichts. Gott darf man nicht in die Arme fallen. Die lebendigen Christen sollen es eher mit Freuden sehen, wie elend die Welt geworden ist infolge ihres Abfalls — ist doch dies Elend vielleicht ein Mittel, sie zur Besinnung zu bringen. Sie selbst aber, die die volle Hilfe Jesu empfangen haben, sie sind herausgerettet aus der allgemeinen Not und brauchen keine halbe Hilfe mehr.

Ich finde, daß diese Gesinnung der lebendigen Christen eine fatale Aehnlichkeit mit dem hat, was man im gemeinen Leben Schadenfreude nennt. Ich bitte Keller, einmal aufzuschlagen, was Lukas 13, Vers 1—5 geschrieben steht. Da hat Jesus seinen Jüngern verboten, ein für allemal verboten, in großem öffentlichen Unglück Strafe für die Sünde zu sehen. Er hat sie angeleitet, darin viel mehr für sich selbst einen Ruf zur Besserung zu erkennen. Gilt dies heute nicht mehr? Wenn Tausende an Abzehrung sterben, Tausenden der Sinn für das Gute und Wahre im harten Elend verloren geht, Tausende den massenhaften Verführungen unterliegen: „Meinet ihr, daß diese vor allen Andern Sünder gewesen sind? Ich sage: nein.“ Gewiß, Gott hat auch unsre sozialen Mißstände gewollt. Aber in welcher Absicht? In derselben, in der er dem Priester und Leviten den unter die Mörder Gefallnen an den Weg legte. Er will seine Christen prüfen, ob sie mehr haben an wahrer Religion als jene, ob sie willens und kräftig genug sind, Gott an den Nächsten zu dienen. So verstehe ich das Elend und die Not der Zeit. Und das ist kein modernes Fündlein — das ist nach meiner Ueberzeugung die Lehre des Evangeliums. Sollte die gegenteilige Verkündigung Kellers bei seinen Hörern Anklang finden, sollten sie sich wirklich verführen lassen, der irdischen Not des Nächsten gleichgiltig oder gar als einer verdienten Strafe zuzusehen, so fürchte ich, werden sie unter das Wort des Herrn fallen: „Wo nun das Salz dumm wird, womit soll mans salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“

Aber die Gefahr deucht mich gering. Denn bis jetzt widerspricht dieser theoretischen Bestreitung der Pflicht der Bruderliebe aus den Evangelisationskreisen nichts stärker als die wahrhaft großartige Praxis der Bruderliebe in denselben Kreisen. Ich bin begierig, ob nicht aus ihnen heraus ein entschiednes Zeugnis gegen Keller laut werden wird. Alles, was Keller geschrieben hat, richtet sich ja genau ebenso, wie gegen die Christlich-Sozialen, gegen das armenische Liebeswerk. Das aber ist kein Zweifel, daß eben die bei diesem Anlaß bewiesene Thatkraft und Oekumenizität christlicher Bruderliebe der Evangelisationsbewegung die Achtung und Freundschaft erworben hat, deren sie sich heute auch bei Vielen, die nicht zu ihr gehören, erfreut. Die Predigt der That, die sie damit der evangelischen Kirche gehalten haben, werden sie nicht selbst um ihren Segen bringen wollen.

Erich Foerster

Götternamen

Erste Hälfte

Mit seinem im Jahre 1896 erschienenen Buche „Götternamen, Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung“ (Bonn, F. Cohen) hat der auch in theologischen Kreisen hochgeschätzte Bonner Philologe Hermann Usener es unternommen, der Wissenschaft der Mythologie in dem weiten Umfang, den er ihr zumißt, neue Bahnen zu weisen: das heißt, er hat nichts Geringeres gethan, als das Problem der Entstehung religiöser Begriffe überhaupt einer erneuten Untersuchung unterzogen. Bei dem allgemeinen Interesse, das diese Frage für jeden Menschen besitzt, dürfte wohl auch ein einfaches Referat über den Inhalt dieses grundlegenden Werkes nicht unwillkommen sein, und eine kurze Zusammenstellung der leitenden Gedanken unter Verzicht auf alles Detail der Beweisführung wird vielleicht auch den nicht philologisch gebildeten Leser zum Studium des ganzen Werkes anregen: dies ist der Zweck des folgenden Berichts.

Es ist nicht die Aufgabe der Mythologie, aus den uns überlieferten Nachrichten über eine Götterwelt, zum Beispiel die griechische, ein System zu bilden. Denn ein solches würde bestimmt abgegrenzte Machtgebiete der einzelnen Götter zu seiner Voraussetzung haben und die göttlichen Persönlichkeiten als substantiell gegebne Einheiten, wie Menschen, behandeln. Eine solche Auffassung läuft aber den Thatsachen direkt zuwider. Die Göttergestalten sind nicht fest gegebne Größen, die man an ihren Namen erkennen könnte, und die auf die Sprachforschung gestützte vergleichende Mythologie hat sich durch diese Annahme den Weg zu richtiger Erkenntnis versperrt. Der vergleichenden Forschung zugänglich sind nicht die willkürlich wechselnden einzelnen Gottheiten, sondern die diesen zu Grunde liegenden Vorstellungen, die religiösen Begriffe, zu denen die Namen den Schlüssel bieten. Die Aufgabe der Mythologie ist also „Formenlehre der religiösen Vorstellungen“: es gilt die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit des mythischen Vorstellens aufzuweisen und dadurch nicht nur die mythologischen Gebilde der Volksreligionen, sondern auch die Vorstellungsformen monotheistischer Religionen verständlich zu machen. Demnach wird es die Aufgabe einer Wissenschaft der Mythologie sein, erstens die religiöse Begriffsbildung zu untersuchen, d. h. die Gesetze zu erkennen, nach denen sich die Begriffe des Göttlichen bilden. Eine Erforschung der elementaren oder unbewußten Vorgänge der Vorstellung, nämlich der Beseelung (Personifikation) und Verbildlichung (Metapher) wird sodann den Schlüssel liefern zum Verständnis der Erscheinungen, in denen der religiöse Drang des Menschen sich nach außen hin bethätigt, der Symbolik, des Mythus und des Kultus.

Der Lösung der erstgenannten Aufgabe dient die Untersuchung der Götternamen.*)

1

Für die Erkenntnis vom Entstehen und der Entwicklung der Vorstellungen eines Volkes ist die Sprache die reichhaltigste und zuverlässigste Quelle. Denn von allen sinnlichen Eindrücken, die der einzelne Mensch von einem Ding erhält, werden lediglich die zu einer lautlichen Ausprägung drängen, d. h. zur Bezeichnung des betreffenden Gegenstandes dienen, die am stärksten auf das namengebende Subjekt einwirken; dieselbe Erscheinung wird sich in Bezug auf die Gesamtheit des Volkes wiederholen, und nur die auf die große Mehrzahl der Volksgenossen am tiefsten wirkenden Eindrücke werden einen Allen kenntlichen und im ganzen Volke anerkannten Namen des Dinges zu erzeugen vermögen. Hieraus ergiebt sich dann umgekehrt der Grundsatz, daß die übliche sprachliche Bezeichnung eines Gegenstandes uns gerade die Eigenschaft erkennen lassen wird, die dem ganzen Volke als die hervorstechendste und wesentlichste erschien. Eigenschaftsworte sind die Namen also ursprünglich, Adjektiva, die eine Qualität oder ein Handeln bezeichnen.

Es ist ohne weiteres klar, daß diese Betrachtungen auch für die Götternamen und ihre Entstehung dieselbe Geltung haben werden. Auch diese Benennungen sind einmal geschaffen worden, und zwar nach den nämlichen Gesetzen wie alle andern Worte: so dürfen wir an sie auch mit der gleichen Voraussetzung herantreten, daß ihre Untersuchung uns lehren wird, welche von den zahllosen Wirkungen und Einflüssen des Unendlichen und Uebersinnlichen einem Volke als wesentlich galten und ihm so zu Grundlagen seiner Religion und Mythologie werden konnten.

Damit ist das Grundproblem der Mythologie und Religionsgeschichte aufgeworfen.

Doch der Thatbestand verwehrt es uns fast allenthalben, direkt an die Lösung der Aufgabe heranzugehen. Denn die Götternamen treten uns in der Ueberlieferung als fertige Thatsachen entgegen: ihre Entwicklung hat die wichtigsten

*) Viele Leser werden obigen Aufsatz als eine allzu kühne Zumutung empfinden. Denn die sprachgeschichtlichen Untersuchungen, von denen sich die religionsgeschichtliche Erkenntnis nährt, und auf die der gelehrte Verfasser bei aller Herablassung zu unserm Laienverständnis mit eingehen mußte, liegen ziemlich weit ab von dem, was als allgemeine Bildung vorausgesetzt werden kann. Indessen Vielen thun wir einen Dienst, wenn wir ihnen einen Blick in die so gethane Arbeit eröffnen. Und um was es sich handelt, das wird schließlich jeden unsrer Leser interessiren. Dies Interesse zu wecken, empfiehlt es sich vielleicht, den letzten Absatz unter 4 („Dem Litauer“ u. s. w.) und den Anfang von Kapitel 3 zuerst zu lesen.

Stadien in der Regel bereits durchlaufen, und es ist ein gefährliches Unternehmen, diese für die Untersuchung notwendigen Vorstufen rekonstruiren zu wollen, ehe man sich über die Gesetze, denen gerade die Götternamen bei ihrem Wandel unterworfen sind, eine klare Vorstellung gemacht hat. Somit wird es sich empfehlen, zunächst an den unmittelbar gegebnen Götternamen die ihnen eigentümlichen Erscheinungen zu studiren, da wir voraussetzen dürfen, daß bei den in historischer Zeit erfolgenden Umbildungen und Erneuerungen dieselben Kräfte thätig sind, die es bei ihrer Erzeugung waren.

2

Eins der wichtigsten Mittel, dessen sich die Sprache bedient, um aus derselben Wurzel immer neue Worte zu bilden, sind die Suffixe oder **Endungen**; und zwar verleiht es vielen Wortstämmen eine besondre Fruchtbarkeit in der Bildung von Eigennamen. Dabei zeigt sich nun eine auffallende Erscheinung. Bei dem menschlichen Namen bezeichnet jede einzelne Wortform für gewöhnlich auch ein besondres Individuum: Hippias, Hippeus, Hippiōn, Hippōn sind durchaus verschiedne Persönlichkeiten. Ganz anders verhalten sich die Götternamen, römische wie griechische. **Gleichbedeutend** stehen nebeneinander die Formen Lubentia Lubentina Lubia, Juno Juna, Vitula Vitellia, Maiesta Maia. Zahllos sind die Beispiele im Griechischen, wie Athēnē Athēnaiē Athēnā. Auch Kronos Kronios Kroniōn Kronidēs diente ursprünglich zur Bezeichnung derselben Gottheit, des „Vollenders," der alles Beginnen des Menschen zum guten Ziele führt: erst später, als man sich Zeus als diesen Vollender zu denken begann, übertrug man die abgeleiteten Formen Kronios Kroniōn Kronidēs auf ihn und machte ihn zum Sohne des Kronos, dessen Name nie aufgehört hat, selbständige Geltung im Kultus zu haben.

Diese Beweglichkeit der Götternamen hat aber zur notwendigen Voraussetzung, daß ihr begrifflicher Inhalt noch lebendig war. Nur so lange konnten aus derselben Wurzel immer neue Triebe schießen, als diese selbst in ihrer **Bedeutung überall verstanden** wurde. In der Zeit, wo die Formen Kronos Kronios Kroniōn Kronidēs erwuchsen, war es dem Griechen gleichgiltig, welche von ihnen er gebrauchte: daß er von dem „vollendenden" Gott rede, verstand jeder Hörer, mochte er ihn bezeichnen wie er wollte. Ob dagegen ein Mensch Hippiōn oder Hippōn, Hippeus oder Hippias hieß, war ein großer Unterschied, da die menschlichen Namen bloß als äußerliche Sigel galten und zwischen dem Subjekt und dem Inhalt seines Namens kein innerer Zusammenhang obwaltete: mit dem Pferde (hippos) hatten alle vier Leute nichts mehr zu thun.

Aus dieser Betrachtung ergiebt sich nun aber eine überaus wichtige Folgerung. Wenn in den so variirten Götternamen wirklich der ursprüngliche Begriff lebendig ist, so müssen notwendig alle aus demselben Wortstamm abgeleiteten Namen ein und denselben religiösen Begriff, d. h. ein und dasselbe göttliche Wesen bezeichnen. Wenn zwei verschiedne Geschichten aus dem Menschenleben uns Erlebnisse eines Mannes namens Schmid berichten, so folgt daraus keineswegs, daß wir es in beiden Fällen mit derselben Persönlichkeit zu thun haben: heißt diese in der ersten Geschichte Schmid, in der zweiten Schmitz, so können wir sogar bestimmt eine Identität ausschließen. Begegnen wir dagegen in verschiednen Mythen einem Jasōn, so wissen wir, daß wir in allen Fällen dieselbe Persönlichkeit des göttlichen Arztes vor uns haben, auch wenn sich Varianten des Namens wie Jasos Jasios finden. Innerhalb der Göttersage ist Namensgleichheit und Namensähnlichkeit soviel wie Wesensgleichheit.

Aber auch die **Veränderung des Geschlechts** berührt den religiösen Begriff keineswegs. Die Götternamen des indischen Rig=Veda lehren uns, daß die Indogermanen mit Ausnahme von zwei oder drei Göttinnen ursprünglich nur männliche Götter geschaffen haben. Erst im Laufe der weitern Entwicklung wurden dann zu den Maskulinformen die entsprechenden Feminina gebildet, hinter denen hie und da die alten männlichen Formen zurücktraten. So haben bei den Römern noch vielfach beide Formen friedlich nebeneinander bestanden: Dius Dia, Janus Jana, Pomonus Pomona, selbst Tellumo Tellus.

Massenhaft finden sich die Beispiele in der griechischen Heroensage, seltner in der eigentlichen Göttersage, da hier die Parallelformen planmäßig entfernt wurden. Ueberaus häufig sind jedoch die Fälle, daß die eine Form in die Heroensage verwiesen wurde, während das entsprechende Wort des andern Geschlechts als Gottesname oder als göttlicher Beiname in Gebrauch blieb. So ist Amphiōn ein Heros, Amphiōna eine Göttin; ebenso verhalten sich Lamos und Lamia, Diktys und Diktynna (Name der Artemis), umgekehrt Atlas und Atalantē oder Thyios (= Dionysos) und Thyia (= Semele).

Doch nicht nur Formeln, sondern ebenso **begriffliche Wucherungen** gehören zu den Eigenschaften, die die Götternamen mit dem lebendigen Sprachgut gemeinsam haben. Durch Zusammensetzung mit andern Wortstämmen wird dem Schaffensbedürfnis der Sprache Genüge geleistet, ohne daß der entscheidende Begriff dadurch eine wesentliche Aenderung erführe. Dieses in der Volkssprache begründete Mittel der Abänderung ist besonders gern von den Dichtern ergriffen, ja in der höhern Lyrik und der Tragödie geradezu ein Hauptmittel der dichterischen Sprache geworden. Hier giebt es Beispiele zu Hunderten, zumal bei Aischylos und dem erst jüngst der Welt wiedergeschenkten Bakchylides. Statt „Asiatisches Heer" heißt es da „Asiaentsprossenes", „Listigsinnender Trug" steht für „listiger Trug" u. a. m.

Der gleiche Vorgang läßt sich bei den Götternamen verfolgen. In Athen verehrte man eine Aristē „die Beste," die man später mit der Artemis identifizirte; aber daneben finden sich Aristobulē die „Bestratende" und Aristarchē „die Bestherrschende" gleichfalls als Beinamen der Artemis, jedoch mit unverkennbaren Spuren ursprünglicher Selbständigkeit. Außerdem findet sich auch das Maskulinum Aristarchos „der Bestherrschende" bei Simonides und Bakchylides als Beiname des Zeus, wie denn die Römer den Jupiter optimus maximus nannten, „den Besten, Größten." Doch gab es in Keos, der Heimat der beiden Dichter, auch einen selbständigen Gott Aristaios. Es ist klar, daß hinter allen diesen verschiednen Namensformen sich derselbe Gottesbegriff des „Besten" verbirgt. Aehnliche Weiterbildungen haben z. B. die Namen Kallistō „die Schönste" und Alkimos „der Wehrhafte" erfahren.

Die letzte Erscheinung, die es in diesen vorbereitenden Untersuchungen zu betrachten gilt, ist die der **Begriffserneuerung**. Je häufiger eine Vorstellung in immer gleicher Stärke an den Menschen herantritt, um so mehr wird sie zu immer neuen Wortschöpfungen Anlaß geben: dasselbe Ding kann bald hell, bald weiß, bald leuchtend, bald blinkend erscheinen und wird demgemäß immer wieder mit verschiednen Namen belegt werden. Dasselbe widerfährt den Göttervorstellungen: je nach dem Maße ihrer Bedeutsamkeit für das menschliche Leben wird eine Gottheit auf die verschiedenartigste Weise benannt. Die Anzahl dieser Synonyma läßt einen Schluß auf den Grad der Verehrung zu, die sie genießt. Unser Sprichwort „Liebe Kinder haben viele Namen" gilt auch für die Götter.

Als Beispiel diene hier der Begriff des „Allerleuchters."

Die allereinfachste Bezeichnung dafür ist im Griechischen Pamphaēs: wir finden dies Wort als Beinamen des Sonnengottes und als selbständigen Namen in der Heroensage; ähnlich verhalten sich die als formale Wucherungen verständlichen Worte Pasiphaēs, Pasiphaē, Pasiphaessa und Pamphōs. Begriffserneuerung ist es, wenn wir den „Allerleuchter" als „Allseher" bezeichnet finden: Panoptēs, Panops, Panopē, Panopeia, Panopeus sind teils als Beiworte der Olympier, teils als Heroennamen bekannt. Aeltere Bildungen mit gleicher Bedeutung sind Pandios, Pandiōn, Pandia, Namen, deren Zusammenhang mit dem Himmelslicht auch die Mythen selbst bezeugen. Auch die später mit Aphrodite verschmolzne Pandēmos erweist sich als Lichtgöttin; dasselbe gilt von Panameros, Passiros, Pasparios.*) Ebenso werden Endios, Endys und Endymiōn, der Geliebte der Mondgöttin, übereinstimmend durch sprachliche Bildung wie noch nachweisbare mythologische Geltung diesem Kreise zugewiesen. Alle diese Worte bedeuten „Allerleuchter," sie alle weisen auf

*) Vgl. den Aufsatz Useners über Pasparios im Rheinischen Museum, Bd. 9, S. 461 bis 471.

dieselbe religiöse Vorstellung zurück. Immer aufs neue ist derselbe Begriff vom Volke ausgeprägt worden; die alten, unverständlichen Namen traten in den Hintergrund, neue entstanden, aber auch diese mußten bei dem Vordringen der allgemeingriechischen großen Götter ihre selbständige Geltung einbüßen und sanken zu schmückenden Beinamen der Olympier herab.

3

Wir haben nunmehr die Vorarbeit erledigt und wissen, daß Götternamen von gleicher sprachlicher Bedeutung stets dieselbe religiöse Vorstellung bezeichnen, mögen sie durch formale Wucherung oder Geschlechtsunterschied, Wucherung oder Erneuerung des Begriffes verschieden erscheinen. So darf denn jetzt die für die Erkenntnis der religiösen Begriffsbildung grundlegende Frage erörtert werden: Was lehrt uns die Sprachgeschichte über die ursprünglichsten religiösen Begriffe? D. h. welche Art von Götternamen ist zuerst geprägt worden?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns an die Bestandteile der Kultussprache halten, die mit echt religiösem Konservatismus zähe bewahrt in der entwickelten Form der polytheistischen Religion ein unverstandnes, aber ängstlich behütetes Dasein führen. Solcher Art sind die Gottheiten der römischen Indigitamenta, der offiziellen Handbücher für die Priester. Nach antiker Vorstellung wurde die Wirkung des Gebetes durchaus in Frage gestellt, wenn man vergaß, eine für den vorliegenden Fall in Betracht kommende Gottheit anzurufen; zur Vermeidung eines solchen Vorkommnisses bedienten sich die Priester bei staatlichen Kultushandlungen der in den Indigitamenta zusammengestellten Götterlisten. Für jedes Vorkommnis waren hier die in Betracht kommenden himmlischen Mächte vorgezeichnet: der Pontifex las die überlieferte Formel vor, der Betende sprach sie nach. Der größte Teil dieser Namen ist uns aus Litteratur und Denkmälern nicht bekannt, aber fast alle diese Gebilde sind begrifflich vollkommen durchsichtig und eng begrenzt. So wird beim Flurопfer angerufen: Veruactor „der Ackerer des Brachfeldes," Insitor „der Säer," Obarator „der Ueberpflüger," Occator „der Egger," Saritor „der Jäter," Subruncinator „der Unkrautausraufer" u. a., im ganzen zwölf Namen.

Wie auf diesem einen Gebiet, so läßt sich auf jedem andern eine gleiche Fülle von Gottheiten nachweisen: jede Thätigkeit des Menschen wie der Natur war unter göttlichen Schutz gestellt, hatte ihren Sondergott, der für den Altitaliker Persönlichkeit und Bedeutung besaß. Aber nur für den Italiker? Treffen wir dieselbe Erscheinung vielleicht auch bei andern Völkern?

Eine vollständige Liste der litauischen Götternamen, die Usener mit Unterstützung des Bonner Linguisten Felix Solmsen angefertigt hat, belehrt uns, daß sich bei diesem nördlichen Sproß des indogermanischen Volksstammes der gleiche Vorgang wiederholt: Alles, was in den Gesichtskreis des litauischen Volkes trat, ist personifizirt und zur Gottesvorstellung erhoben worden. Nur ein einziger von der Masse der Namen ist ein wirklicher altindogermanischer Eigenname: es ist der den Nordslawen gemeinsame Perkunas, der Donnergott; alle übrigen sind erst auf litauischem Boden erwachsene Sondergötter.

Aber noch viel näher liegen andre Beispiele. Wie tief eingewurzelt und ursprünglich das Bedürfnis des Menschen ist, jede Thätigkeit einem eignen Sondergott zu unterstellen, zeigt die von der römischen Kirche offiziell gebilligte Neigung des katholischen Volkes, alle Gebiete des menschlichen Lebens an einzelne Heilige zu verteilen und ihrem besondern Schutz zu weihen: die alten Namen sind freilich geschwunden, aber die Sache ist durchaus dieselbe.

Auch die griechische Religion ist trotz ihrer plastischen und mythischen Gestaltungskraft keineswegs arm an begrifflich durchsichtigen Sondergöttern: Kalligeneia mit ihren Synonymen war atheniscbe Geburtsgöttin, Kurotrophos pflegte die heranwachsenden Kinder, Damia und Auxēsia galten im Peloponnes als Göttinnen des Wachstums. Von besonderm Interesse ist es, den Begriff des „göttlichen Arztes" in seinen verschiednen Ausprägungen zu verfolgen. Die spätere Zeit pflegte den Asklēpios fast ausschließlich als solchen zu verehren: älter ist in Athen der Gott Jatros „Arzt", der erst nach dem Vordringen des Asklepioskultes zum Heros herabsank. Gemeingriechisch ist der alte Gott Paiēon „der Reiniger" und somit Uebelabwehrer. In Elis verehrte man als heilkundige Brüder des Herakles den Paiōnios, den Jasos „Heiler" — den wir auch in der Argonautensage unter dem Namen Jasōn als Schüler des Cheirōn, des Gottes mit der kunstgewandten „Hand" kennen lernen —, den Akesidas, den „Heilenden" und Epimēdēs, den Kräuter„kundigen" — einen Stammverwandten der Zauberin Mēdeia.

Ferner erscheinen im Gefolge des Asklepios eine Anzahl weiblicher Gottheiten von selbständiger Geltung: Epionē, „die schmerzstillende, sanfte" Jasō (Femininum zu Jason), Akesō „Heilerin," Panakeia „Allheilende," Hygieia „Gesundheit." Aber sie treten auch in der Umgebung des Amphiaraos auf, waren also anfangs durchaus nicht an Asklepios gebunden.

Hatte uns schon der „göttliche Arzt" dem Olymp näher gebracht, so betreten wir ihn selbst bei der Untersuchung über den Begriff des „himmlischen Lichtes," dessen grundlegende Bedeutung für das Menschenleben in zahllosen Redewendungen, Rechtsanschauungen und Gebräuchen hervortritt.

Alles, was rettend und erlösend, recht und gut ist, das gehört dem Reiche des Lichtes an. Eine heilige Handlung, die der Himmelsgötter bedarf, kann ursprünglich nur unter freiem Tageshimmel vollzogen werden, besonders der Eid, der Volksrat, das Blutgericht. Von der Sonne, der Alles zu eigen ist, stammt der irdische Besitz, er ist „Sonnenlehen." Auch in der Bildersprache des Christentums ist „Licht" und „Heil" identisch, und wenn die drei ältesten christlichen Gebetsstunden Abend, Morgen und Mittag waren, so traf es auch hierin mit allgemeinem Brauche zusammen. Die Verlegung des Abendmahls auf den Vormittag trotz seiner Einsetzung am Abend wurzelt in der altgriechischen Sitte, den Göttern bei steigender, den Heroen bei sinkender Sonne zu opfern. Auch den Raum beherrschte das Licht. Im Osten ist der Wohnsitz der Gottheit, nach Westen wandern mit der ersterbenden Sonne die Toten. Auch dem Christentum liegt das Paradies im Osten: dorthin wendet der Täufling in der orientalischen Kirche sein Antlitz. Dem Griechen war Osten die rechte, Westen die linke Seite, darum galt ihm Rechts als gut, Links als böse. Auch auf das Gebiet der Rechtsprechung ist das übertragen worden. Gegen die aufgehende Sonne sitzt der altrheinische Richter, rechts steht der Kläger, links der Beklagte. So stand auch beim Zweikampf der Kläger im Süden, der Beklagte im Norden des Kampfplatzes. Allenthalben ist der Norden die Himmelsgegend des Sünders und Missethäters. Man erkennt leicht schon aus diesen wenigen Anmerkungen die hohe Bedeutung der Lichtverehrung für alle Gebiete menschlicher Sitte und Sittlichkeit.

Seit der indogermanischen Zeit waren alle diese zahlreichen Vorstellungen mit dem Begriff des Zeus, des „lichten Himmels," verbunden. Aber trotzdem hat, wohl schon vor der Trennung des griechischen und italischen Zweiges, eine Erneuerung des Begriffes aus der Wurzel luk „leuchten" stattgefunden: die Römer verehren die Luna, die „Leuchtende" = Mond, die Griechen den Lichtheros Lykos, den Stifter des Lykeion in Athen. Lykia ist das „Lichtland," und gegen die bösen, dämonischen Danaoi kämpfen in Troja die Lykioi, die „Lichtleute." Lykosura ist die „himmlische Warte," von wo aus der Gott über Welt und Menschen blickt.

So haben wir denn auch in der griechischen Religion trotz ihrer hohen Entwicklung noch zahlreiche Spuren alter Sondergötter entdecken können. Häufig wurde dabei die Beobachtung gemacht, daß in den Beinamen olympischer Götter sich alte selbständige Gottesbegriffe verbergen; dies wird sogar immer der Fall sein, wenn der Name sich zugleich in der Heroen- und Landessage wiederfindet, als menschlicher Personenname verwendet wird oder gar in Kultus und bildender Kunst besondre Gestaltung gefunden hat. Aber auch wenn sich verschiedne persönliche Götter in denselben Beinamen teilen, so ist stets die Vermutung berechtigt, daß er früher eigne Geltung besaß. Unter dieser Voraussetzung erschließen sich zahlreiche Sondergötter, die ebenso viele Gebiete verwalten.

Aber sie alle versanken vor den mit greifbarer Persönlichkeit ausgestatteten gemeingriechischen Göttern, unter deren Herrschaft dem Bedürfnis nach Anrufung besondrer Gottheiten für einzelne Fälle nur so Genüge geschehen konnte, daß man den begrifflich nächststehenden persönlichen Gott durch Beilegung des betreffenden Beinamens gewissermaßen zum Schutze jener Thätigkeit verpflichtete. Geschah dies nicht, so konnte der Sondergott in späterer Zeit nur ein schattenhaftes Dasein als Dämon oder Heros fristen. Beide Begriffe gehen späterhin ineinander über: ursprünglich ist Daimōn die unbestimmteste Bezeichnung eines göttlichen Wesens, Hērōs ist der selige Geist des Ahnherrn. Aber die Macht, die man der Seele des toten Vorfahren zuschrieb, näherte diese den Göttern in gleichem Maße, wie die Zurückführung menschlicher Stammbäume auf göttliche Begründer die Unterschiede verwischte. So konnten aus verblassenden Göttern Heroen werden, ja die Analyse der Heldensage dürfte sogar ergeben, daß alle Heroen, deren Geschichtlichkeit nicht nachweisbar oder wahrscheinlich ist, ursprünglich Götter waren. Also nicht die Verehrung der Toten ist die Quelle der Religion, wie es der jetzt moderne Animismus predigt: der einfache Mensch weiß an sich von den Seelen der Verstorbnen so wenig wie von den Göttern. Es giebt vielmehr eine Quelle, die ursprünglicher ist als beide Vorstellungen, als Götter und Seelen: das ist der im Menschen lebende Geist, der die wichtigste Thatsache seines Bewußtseins, die Beseeltheit, auf das Unbekannte anwendet und überträgt.

4

Blicken wir nun auf den zurückgelegten Weg, so haben sich uns als Grundlagen des Polytheismus eine unbegrenzte Reihe von Gottesbegriffen ergeben, die zunächst selbständige Geltung hatten. Freilich befindet sich unter den hervorragenden Gliedern unsrer Völkergruppe keines, das in historischer Zeit noch auf diesem Standpunkt verharrte: doch dürfen wir die mannigfachen alten Zeugnisse über „götterlose“ Völker keltischer und thrakischer Abkunft wohl so deuten, daß ihnen persönlich ausgestaltete Gottheiten fehlten, daß sie also noch auf der Stufe der Sondergötter standen, und diese werden wir in der That für die Glieder unsrer Völkerfamilie zur Zeit ihrer Trennung in westliche und östliche voraussetzen dürfen.

Doch es gilt den Götterberg noch weiter hinabzusteigen. Auch die Sondergötter stellen bereits einen Art- oder Gattungsbegriff dar: unter der Art steht die Masse der Einzelwesen, der Individuen. Die ursprüngliche Konzeption konnte nur die Auffassung und Benennung der einzelnen Erscheinung sein: diese mußte erst in ihrer Vereinzelung als Gottheit empfunden sein, ehe die Gesamtheit gleicher Vorkommnisse als Wirkung eines Gottes bezeichnet werden konnte. Der Augenblicksgott ist die Voraussetzung des Sondergottes. Diese Behauptung muß indessen nicht nur theoretisch aufgestellt, sie kann auch an historischen Beispielen illustrirt werden.

Dem Litauer war Kurche, die letzte Garbe des Ackers heilig: in sie hatte sich der spezielle Segensgott des einzelnen Feldes geflüchtet vor der mordenden Sichel. So lebte denn in jeder letzten Garbe jeder Feldmark ein besondrer Gott, der beim Keimen des Kornes entstand, um auf der Tenne endlich mit dem letzten ausgedroschnen Korn zu sterben: das ist genau die geforderte Vorstellung des Augenblicksgottes. In gleicher Weise genoß die in der ersten geschnittenen Garbe wohnende „Buschfrau“ göttliche Ehren wie auch das festlich geschmückte Johannisbäumchen der litauischen Mädchen: ja selbst die Griechen riefen im Kehrvers eines volkstümlichen Schnitterliedes einen Ulos oder Julos d. i. „Garbe“ an, und Volksgebräuche in den Abruzzen lassen noch heute auf verwandte italische Anschauungen schließen. Aber viel näher liegt das Beispiel des Blitzes. Keraunos „der Donnerkeil“ wurde bei den Macedoniern an und für sich, ohne Zusammenhang mit Zeus, göttlich verehrt; so aufgefaßt war er also ein Sondergott, ein Gattungsbegriff. Doch daneben behauptete im ganzen Altertum der einzelne Blitz seine Geltung als Augenblicksgott. Der von ihm getroffne Gegenstand war heilig und unnahbar, weil in ihm die Gottheit Wohnung genommen hatte; der an der Stelle gefundne steinerne Donnerkeil genoß göttliche Verehrung. Aber noch mehr: selbst Mond und Sonne haben lange die ursprüngliche Geltung als Augenblicksgötter gewahrt. In jedem Monat erscheint ein neuer Mond am Himmel, der bis zur vollen Scheibe anwächst, um dann abzusterben und einem Nachfolger Platz zu machen: täglich erscheint eine neue Sonne am Himmelsgewölbe, und erst eine Zeit, die jährlich eine neue Sonne entstehen ließ, feierte den Geburtstag des Sol invictus*) am 25. Dezember, dem hergebrachten Tag der Wintersonnenwende. Dieselbe Grundvorstellung ist es, die den verschiedenartigsten Zuständen des einzelnen Menschenlebens ihren besondern Daimōn giebt, ja sie geradezu als Daimōn bezeichnen läßt. Hieraus entwickelte sich die Vorstellung des Schutzgeistes, des den Menschen durchs Leben begleitenden und ihn beherrschenden Daimōn. Genius nannten ihn die Römer beim Manne, Juno bei der Frau. So hat auch jeder Liebesbund seine eigne Venus wie bei den Griechen jeder Sieg eine besondre Nikē. Und noch in spätrömischer Zeit vermochte der Volksglaube in jeder einzelnen Thätigkeit oder Eigenschaft des vergötterten Kaisers eine besondre Gottheit zu erkennen.

Hans Lietzmann

Frauenstudium

1 **)

Es kann nicht meine Aufgabe sein, über die abstrakte Möglichkeit des Frauenstudiums hier Untersuchungen anzustellen. Der theoretische Kampf für und wider dessen Möglichkeit wogt ja schon seit Jahren. Partei und Gegenpartei haben sich eifrig bemüht, zwingende Gründe für ihre Ansicht beizubringen, festzustellen, ob die Frau sich nach ihrer körperlichen und geistigen Eigenart zum Studium eignet, welche Ergebnisse, welche üblen Folgen davon zu erwarten seien. Für den Beobachter, der die Entwicklung der Dinge vom historischen Standpunkt aus zu betrachten versucht und also sie auf Geschichte und Notwendigkeit ihres Entstehens hin prüft, haben solche theoretische Untersuchungen wenig oder keinen Wert. Solche prinzipielle Kämpfe sind immer Begleiterscheinungen neuer Ideen gewesen, sie haben nur eine symptomatische Bedeutung, indem sie uns erkennen lassen, daß eine Gärung vorhanden ist, daß ein Neues werden will. Und eben ein Blick in die Geschichte lehrt uns, daß sich kraftvolle Strömungen ungeachtet theoretischer Gründe und Gegengründe in aller Stille zu entwickeln pflegen, um dann zur gegebnen Zeit ihren Platz im Leben der Zeit einzunehmen. So geht es auch mit der Frauenbewegung.

Fruchtbringend und wertvoll kann nur eine solche Behandlung meines Themas sein, die in Betracht zieht: die eigentümlichen Verhältnisse der Entstehung des Frauenstudiums, den Verlauf der Entwicklung des Problems, ihre Ergebnisse und die Beziehungen des Erreichten zu weiten Gebieten des menschlichen Lebens.

Fassen wir zunächst die Bedingungen der Entstehung des Frauenstudiums ins Auge.

Das Streben der Frauen nach erweitertem geistigen Besitz, ihre Beschäftigung mit wissenschaftlichen Studien ist nicht ein Produkt der neuern Zeit. Von den gelehrten Namen des Mittelalters, ja bis zu den Zeiten des Altertums hinab, wo in Alexandria eine Hypatia den Lehrstuhl der Philosophie, Astronomie und Mathematik inne hatte, haben sich eine Reihe von Frauen durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet.

Die größte Ausdehnung erreichte dieses Streben zur Zeit der Renaissance, wo das Studium des Altertums, durch das die Morgenröte der neuen Zeit hereinbrach, den Frauen ebenso zugänglich war wie den Männern, wo das, was eine Forderung der heutigen Zeit geworden ist: bei entsprechender Begabung eine gleichwertige Erziehung mit der männlichen Jugend, ihnen ohne weiteres zugestanden wurde. Durch die Kulturströmungen der folgenden Jahrhunderte gingen die Frauen dieses Rechtes

---

*) D. h. der „unbesiegten Sonne.“ D H

**) Von dem in Kiel auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß gehaltnen Vortrag ist der rein der Situation in Kiel geltende Eingang weggelassen, sonst nur Unwesentliches an seltnen Stellen gekürzt. D H

wieder verlustig, und erst in unsrer Zeit wird es von neuem gefordert und mit ihm die Rückgabe jenes herrlichen Geschenkes der Renaissance, des Rechtes auf freie Entwicklung der eignen Persönlichkeit.

Was nun aber jene gelehrten Frauen der verflossenen Jahrhunderte auf das schärfste und bestimmteste von denen der heutigen Zeit unterscheidet, das ist eine Auffassung, die sich erst unter den jetzigen sozialen Verhältnissen entwickeln konnte, die aber der ganzen Frage des Frauenstudiums ein andres Gepräge giebt und ihm den Charakter der Einzelerscheinung nimmt. Heutzutage, in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, fordern die Frauen wissenschaftliche Ausbildung, Anteil am Geistesleben der Zeit, nicht wie früher nur um dieser selbst willen, sondern in erster Linie um auch auf dem Gebiete der freien Berufsarten in die Arbeit mit eintreten zu können. Sie wollen auch an der Lösung der großen Kulturaufgaben ihrer Zeit mitarbeiten und ihre Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Dies ist die wahre Emanzipation der Frauen, es ist dieser Ruf, der laut und mächtig jetzt durch die Frauenwelt tönt, die Gleichgiltigen aufrüttelnd, die Erwachten zu kräftiger Bethätigung anfeuernd, der mit seiner frischen, Begeisterung weckenden Kraft eine völlige Umgestaltung in der Lebensauffassung der Frauen zu bewirken beginnt. Er bringt dem weiblichen Geschlechte das erhebende Bewußtsein, daß in unsrer Zeit auch ihm die Entwicklung und Bethätigung aller Fähigkeiten eine heilige Pflicht sein muß. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet rücken Zwecke, Ziele und Ergebnisse des Frauenstudiums in ein ganz neues Licht, und meiner Ansicht nach muß diese Auffassung, die es nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern als Teil der großen sozialen Bewegung betrachtet, maßgebend für Gestaltung und Ergebnisse sein.

2

Die Entwicklung des weiblichen Studiums, von dem eben gekennzeichneten Standpunkte aus betrachtet, ist in Deutschland nicht viel mehr als drei Jahrzehnte alt. Während in andern Ländern, England, Amerika, Skandinavien, die Bewegung schon weit früher entstand, können wir in unserm Vaterlande erst vom Jahre 1865 an thatkräftiges Vorgehen und regelmäßigen Fortschritt verzeichnen. Es ist dies das Jahr der Bildung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, von dessen Gründung her überhaupt die Entwicklung der Frauenfrage als einer geschlossenen Bewegung datirt. Die Frauen, die damals auf der ersten deutschen Frauenkonferenz zu gemeinschaftlicher Förderung der Interessen des weiblichen Geschlechts zusammengetreten waren, sind die ersten, die in Deutschland den Versuch machten, eine höhere wissenschaftliche Ausbildung der Frauen zu erstreben. Unermüdlich war der Allgemeine Deutsche Frauenverein, an dessen Spitze bis zu ihrem Tode die Pionierin der deutschen Frauenbewegung, Frau Luise Otto-Peters stand, für die Verwirklichung seiner Ideen thätig, teils durch eine systematisch betriebne Propaganda auf den alle zwei Jahre abgehaltnen Frauentagen, teils durch Petitionen an die verschiednen Landesregierungen und den Reichstag, die hauptsächlich die Zulassung der Frauen zu den medizinischen Staatsprüfungen zum Gegenstande hatten. Hatte sich auch der genannte Verein die Befreiung der weiblichen Arbeit überhaupt von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen zur Aufgabe gemacht, so ist er doch für die Entwicklung des Frauenstudiums von so maßgebendem Einfluß geworden, daß seiner in erster Linie gedacht werden muß. Durch größere Schenkungen, die dem Verein in Anerkennung seiner Bestrebungen in den ersten Jahrzehnten nach seiner Gründung gemacht wurden, war er in den Stand gesetzt, nachdem die Schweizer Universitäten den studirenden Frauen gastlich ihre Thore geöffnet hatten, durch Verleihung von Stipendien das Frauenstudium zunächst in dieser Weise zu fördern, bis die fortschreitende Entwicklung eine Bethätigung in Deutschland ermöglichte.

Die weitere Entwicklung des Frauenstudiums vollzog sich zunächst hauptsächlich in der Schweiz, wo im Laufe der Jahre eine Reihe von deutschen Studentinnen, besonders der Medizin, sich auf ihren Beruf vorbereiteten. Wenn auch schon damals in den siebziger und achtziger Jahren deutsche Universitäten wie Leipzig und Göttingen die Frauen gastweise zum Besuche der Vorlesungen zuließen, so fehlte dem Studium doch jeder praktische Hintergrund: die Staatsprüfungen sowie das Doktorexamen waren und blieben den Frauen verschlossen. Die Behörden standen nach wie vor der Frage ablehnend gegenüber. So fingen zwar die neuen Ideen langsam an sich Geltung zu verschaffen, aber von eigentlichen Erfolgen des Frauenstudiums konnte doch noch nicht die Rede sein. Es lag zum teil an der Eigenartigkeit der deutschen Verhältnisse. Während in andern Ländern durch das Vorhandensein eines Zentrums die Fragen zu schnellerer Entscheidung gelangten, ist durch die Thatsache, daß Deutschland ein Bundesstaat ist, eine andre Art der Entwicklung geboten. Auf der einen Seite sind diese Verhältnisse der Förderung der Sache günstig, indem sie eine mannigfache Entwicklung ermöglichen, auf der andern Seite erschweren sie Verständigung und gemeinsames Vorgehen der maßgebenden Instanzen, ein Uebelstand, unter dem die Frage noch immer zu leiden hat.

Immerhin hatten sich im Jahre 1893 die Verhältnisse schon so viel günstiger gestaltet, daß die Frauen glaubten, einen wichtigen Schritt vorwärts thun zu können. Sollte das Frauenstudium in Deutschland zu nachhaltiger und kräftiger Entwicklung gelangen, so mußte vor allem die Frage der Vorbereitung auf das Universitätsstudium in Angriff genommen werden. Diese war bei den in der Schweiz studirenden Frauen bis jetzt auf privatem Wege erfolgt, der natürlich kostspielig und unsicher ist. Daher entschlossen sich die deutschen Frauen, Anstalten zur Vorbereitung auf das Maturitätsexamen zu gründen. Der leitende Gesichtspunkt hierbei war, daß, wenn man von den Frauen gleiche Leistungen wie von den Männern verlangte, man ihnen auch die gleiche Vorbildung gewähren müsse. Da nun aber vom Staate vorläufig keinerlei Hilfe in dieser Hinsicht zu erwarten stand, nahmen die Frauen die Angelegenheit selbst in die Hand, sich wohl bewußt, daß zielsicheres Handeln die beste Förderung ihrer Sache sei. Dieser Ueberzeugung entsprangen im Jahre 1889 die Realkurse für Frauen in Berlin, die 1893 in Gymnasialkurse umgewandelt wurden. In demselben Jahre gründete auch der Verein für Bildungsreform ein Mädchengymnasium in Karlsruhe; Ostern 1894 wurden die vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein in Leipzig gegründeten Gymnasialkurse eröffnet. Die Anstalten in Berlin und Leipzig legen die absolvirte höhere Mädchenschule zu Grunde, während in Karlsruhe die gymnasiale Ausbildung bereits mit dem zwölften Lebensjahr beginnt. Weitere Gründungen sind bereits erfolgt. Im vergangnen Jahre wurden Gymnasialkurse in Königsberg eröffnet, dieses Frühjahr desgleichen in Stuttgart und Hannover, sodaß wir in diesem Augenblicke bereits sechs Anstalten zur Vorbildung auf die Universität in Deutschland haben. Geplant sind noch Kurse in Breslau, München und Frankfurt a. M. Die Schulen in Karlsruhe, Stuttgart und Hannover sind bereits städtisch oder staatlich, auch ein Fortschritt und ein wichtiges Ergebnis auf dem Gebiete des Frauenstudiums.

Nun ist vielfach und in neuster Zeit mit Nachdruck behauptet worden, die gymnasiale Vorbildung der Mädchen müsse genau da anfangen, wo die der Knaben beginnt, nämlich mit dem neunten Jahre, und müsse während einer entsprechenden Anzahl von Jahren fortgeführt werden; mit einem Worte, man beginnt bereits für weibliche Vollgymnasien einzutreten. Der Ausfluß dieser Bewegung ist ein Verein, der sich kürzlich in Köln gebildet und die Gründung einer solchen Anstalt zum Zwecke hat. Es würde hier zu weit führen, mich über diese Frage weiter zu verbreiten, obwohl sie von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung des Frauenstudiums ist. Meiner Ansicht nach ist vorläufig und noch für längere Zeit der Anschluß an die höhere Mädchenschule der gegebne; für andre Anstalten erscheint mir die Zeit verfrüht. Für diesen Anschluß hat sich nun auch vor wenig Wochen die preußische Regierung ausgesprochen, nebenbei bemerkt, das erstemal, daß eine solche offizielle Stellungnahme zu diesen Anstalten erfolgt ist. In einer Verfügung des Kultusministeriums vom 7. März dieses Jahres und in einem nichtamtlichen Gutachten über die Vorbildung von Mädchen für akademische Studien wird die Ansicht ausgesprochen, daß von verschiednen Arten höherer Bildungsanstalten für Mädchen

(Gymnasien, Realgymnasien u. s. w.) noch nicht die Rede sein könne, weil Mittel und Schülermaterial dazu fehlten. Es sei also eine humanistische Ausbildung auf Grund der in der höhern Mädchenschule erworbnen Kenntnisse als der richtige Weg zu bezeichnen. Außerdem sei für einen spätern Beginn der gymnasialen Ausbildung folgender Gesichtspunkt maßgebend:

Der Entschluß der Mädchen zum akademischen Studium muß ein vollständig freier sein; dieses Studium kann überhaupt nur Erfolg haben, wenn Mädchen aus eigner Bewegung, nach ernster Prüfung ihrer Neigung und ihrer Begabung sich für dasselbe bestimmen.

Dieser Ausführung kann man sich nach der jetzigen Sachlage durchaus anschließen, und wenn ich auch die Mängel, die unsern Gymnasialkursen anhaften, keineswegs verkenne, so glaube ich doch, daß wir vorläufig in der eingeschlagnen Richtung weiterarbeiten müssen.

Das Streben der Frauen, der heranwachsenden Generation eine gediegne Vorbildung auf das Universitätsstudium zu geben, hat denn nun hinsichtlich des Abschlußexamens auch die Anerkennung der Behörden gefunden. Die badische Landesregierung gewährte gleich nach Gründung des Karlsruher Mädchengymnasiums das Recht auf Maturitätsprüfung; im Jahre 1896 folgte die preußische, 1898 die sächsische, in diesem Jahre die württembergische, sodaß bereits vier große Bundesstaaten die Frauen zur Ablegung der Reifeprüfung zulassen.

Auf die große Bedeutung der Mädchengymnasien für die Entwicklung des weiblichen Studiums, eine Bedeutung, die darin besteht, daß sie sowohl nach Seiten des Charakters wie des Verstandes erziehend und vertiefend wirken und geeignetes Material von ungeeignetem sondern, darf ich hier nicht weiter eingehen. Nur soviel sei noch erwähnt, daß sich die bestehenden Anstalten, so weit sie schon eine längere Arbeitszeit hinter sich haben, in zufriedenstellender Weise entfaltet haben, und daß in Preußen schon mehreremal, in Sachsen einmal das Abiturientenexamen von Schülerinnen mit gutem Erfolg bestanden worden ist.

Käthe Windscheid

Politisches aus Bayern

Die Würfel sind gefallen. Das Zentrum hat gewonnen. Mit einer Majorität von 4 Stimmen zieht es in den Landtag ein. Ihm stehen 83 Abgeordnete zu Gebote, während alle andern Parteien zusammengenommen bloß über 79 verfügen.

Diesen Gewinn so vieler Mandate verdankt es zunächst dem Klerus der katholischen Kirche. Pfarrer oder Kaplan voran, die Schäflein im Zuge hinterdrein: dieses Bild hat man an den Wahltagen der letzten Wochen da und dort lächelnd beobachtet. Die große Kunst der katholischen Kirche, ihre Glieder in der Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, hat sich wieder einmal bewährt. Das Zentrum hatte seinen Sieg vorausgesagt; es weiß, daß es auf die Mithilfe der Kanzel, des Beichtstuhls, der „Seelsorge" in allen Fällen rechnen darf, und daß diese Mittel in den katholischen Gemeinden sichere Dienste leisten.

Wie lange diese Unmündigkeit des katholischen Volks noch währen wird, läßt sich mit Jahrzahlen nicht feststellen. Fest steht aber, daß auch das katholische Volk noch einmal aus den Banden seiner Knechtschaft wird befreit werden. Es wird der Tag kommen, an dem es einsieht, daß es bisher in der Hand seiner Priesterschaft nur Mittel zum Zweck war, und daß das Ziel aller Bemühungen um seine Seele nur die weltliche Größe des höchsten und niedern Klerus war, aber nicht das wahre Wohl des Volkes. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn wir im Irrtum wären mit der Beobachtung, daß dem Volke jetzt schon die Augen aufzugehen anfangen. Wenn in dem rein katholischen Niederbayern drei Wahlkreise mit acht Abgeordneten dem Zentrum verloren gingen, so ist das bedeutsam, und wenn die in bewußtem Gegensatz zum Zentrum stehenden Bauernbündler nicht noch größere Erfolge aufzuweisen haben, so ist daran bloß der Umstand schuld, daß sie bis jetzt zu keiner Einigung unter sich gekommen sind und sich einstweilen selbst noch beißen und fressen. Die bereits vorhandne Feindseligkeit gegen den Klerus wird weiter um sich greifen und in den nächsten Jahren und Jahrzehnten manche Ueberraschungen und Umwälzungen bringen.

Diese Wandlungen werden um so sicherer eintreten, als das Zentrum jetzt die herrschende Partei geworden ist, also für die alten Uebelstände im Lande ebenso wie für die neuen Gesetze verantwortlich gemacht werden wird. Vor allem aber deshalb, weil es die Majorität im Landtage schließlich doch nur auf eine ganz erbärmliche Weise an sich gebracht hat, nämlich durch Wahlbündnisse mit den Sozialdemokraten, in München wie in der Rheinpfalz. Der Zweck hat hier wie so oft die Mittel geheiligt. Aber noch ein solcher Sieg, und das Zentrum ist verloren. Die katholischen Arbeiter werden einsehen, daß ihnen fernerhin Nichts mehr im Wege steht, dem Sozialdemokraten gleich direkt ihre Stimme zu geben, nachdem ihm ihre Parteihäupter diesmal so warm und fest die Hand gedrückt haben. Das Zentrum freilich wird sich nach wie vor als die Stütze von Thron und Altar aufspielen und damit auch bei den Dummen oben und unten nach wie vor Glauben finden.

Was aber die voraussichtlichen Erfolge der katholischen Partei im künftigen Landtage anlangt, so glauben wir nicht, daß diese viel beträchtlicher sein werden als bisher. Seit der Ministerpräsident Lutz dahingegangen ist, war das Regierungssystem im Wesentlichen auf das Prinzip der Nachgiebigkeit gegen die ultramontanen Begehrlichkeiten aufgebaut, wofern seit jener Zeit von einem Prinzip der Regierung überhaupt geredet werden konnte.

Das laufende Jahr allein hat an Zahl und Art genügende Proben geliefert von dieser Dienstbarkeit der Regierung. Die Affaire des Pastors Bräunlich, der in München einen Vortrag über die Los von Rom-Bewegung hielt, scheint uns noch am wenigsten ins Gewicht zu fallen. Denn der Kultusminister wies die Denunziationen der Ultramontanen Orterer und Pichler, die sich zudem als nackte Unwahrheiten herausstellten, im Landtage noch zurück. Kennzeichnend für das Gebaren dieser Denunzianten war es, daß sie von Landesverrat gegen Oesterreich zu sprechen wagten, wo es sich um eine rein konfessionelle Angelegenheit handelte, sie, die mit ihrer ganzen Denkweise in Rom wurzeln und die Interessen des Deutschen Reiches nur dann zu fördern bereit sind, wenn zugleich für die römische Politik ein Vorteil zugestanden wird. Entschiedner wurde das Vorgehen gegen Bräunlich, als der Prinzregent den Kultusminister zum Vortrag über die Sache befahl. Jetzt begann man erst einzusehen, wie verbrecherisch der Mann gehandelt hatte. Der Polizeirat, der die Versammlung gar zu objektiv überwacht und keinen Grund zur Auflösung gefunden hatte, wurde einstweilen entlassen und gegen Pastor Bräunlich eine Anklage versucht. Doch scheint nichts daraus geworden zu sein.

Gravirender für unsre Zustände ist die Art und Weise, wie durch Begünstigungen von Fronleichnamsprozessionen für die Interessen der katholischen Kirche gearbeitet wird. Zwar ist eine ministerielle Weisung, daß sich auch die protestantischen Beamten an den Umzügen beteiligen sollen, nicht ergangen. Aber Thatsache ist, daß mittlere Beamte den Erlaß in dieser Weise deuteten und anwandten. Sie glaubten eben mit solcher Auslegung den Sinn der vorgesetzten Behörde zu treffen und wären zu solcher Meinung nicht gekommen, wenn sie nicht durch unsre gesamten Zustände dazu verleitet worden wären. Aber was soll man zu dem Erlaß des Regierungspräsidenten in Augsburg sagen in Sachen der Fronleichnamsprozession in Nördlingen! Dieses schwäbische Städtchen hat etwas über 8000 Einwohner, von denen nicht einmal der vierte Teil katholisch ist. Aber es muß nach dem Vorgang andrer Orte nun auch seinen Festumzug haben. Nach 377 Jahren fand 1899 zum erstenmal wieder eine Prozession statt. Einem wie dringenden Bedürfnis damit abgeholfen sei, konnte das erstaunte Bayern erst schließen aus dem Erlaß des Regierungspräsidenten an die Stadt und die protestantische Geistlichkeit Nördlingens, worin er seinen Dank ausspricht für die Toleranz der protestantischen Einwohner. Wie artig wäre es gewesen, wenn der Bischof solch ein Dankschreiben geschickt hätte! Aber das war nicht nötig; denn die Geschäfte der Bischöfe besorgen jetzt die Regierungspräsidenten! Die weltliche Gewalt bedient die geistliche: soweit sind wir nunmehr

gekommen. Aber was sind das für weltliche Gewalten, die dergleichen kirchliche Dienstleistungen verrichten! Die Lehrer der Volksschule sträuben sich gegen die weitere Besorgung des niedern Kirchendienstes, und hier übernimmt ihn ein hoher Beamter ganz freiwillig. Derselbe hat auch in seinem huldvollen Handschreiben an Nördlingens protestantische Bevölkerung erklärt, daß er von ihrem toleranten Benehmen dem Prinzregenten eigens Bericht erstatten werde. Also auch hier das Bewußtsein, durch Begünstigung rein katholischer Interessen das besondre Wohlgefallen des Regenten zu erwecken!

Man könnte fragen, was der Zweck dieser seit etwa zehn Jahren in Bayern so sehr um sich greifenden Festzüge sei. Aber es läßt sich kein andrer finden, als der vom Tridentinischen Konzil ausgesprochene, die Prunkentfaltung der römischen Kirche und damit deren angebliche Ueberlegenheit über die evangelische zu zeigen und die neuerworbene Machtstellung im Lande zu offenbaren. Um etwas Weiteres kann sichs nicht handeln. Denn daß durch diese Umzüge ein Protestant für die römische Kirche gewonnen werden könnte, das werden die Urheber selbst nicht glauben. Wir möchten bezweifeln, ob überhaupt je einer aus Bewunderung solcher Umzüge konvertirt habe. Denn das sieht der Durchschnittsprotestant leicht ein, daß die mit der Religion wenig zu schaffen haben. Er schaut sich die Fahnen und Abzeichen an und die Leute, die sich bereit finden lassen hinter ihnen dreinzumaschieren, wundert sich höchlich darüber, daß man auf offner Straße laut beten und die nämlichen Gebete immer wiederholen mag, verhält sich übrigens musterhaft ruhig bei dem Vorgang und hat hinterher weniger Sinn für die römische Kirche denn zuvor. Wenn also Zeitungen oder Beamte aus dem musterhaften Benehmen der protestantischen Bevölkerung bei solchen Umzügen viel Aufhebens machen, so handeln sie thöricht. Die Protestanten lassen sich, wenn es sein muß, noch viel mehr Prozessionen gefallen und schauen sie auch gelegentlich mit Interesse an. Nur verlange man nicht, daß sie sich selbst daran beteiligen, sonst könnte die gelobte Toleranz doch ein Ende finden.

Die Protestanten haben eine große Geduld, das wissen die Ultramontanen, und darum wäre es nicht unmöglich, daß sie im kommenden Landtage noch etliche kühne Proben ihres Selbstbewußtseins und ihrer Unduldsamkeit geben. Aber wir können, wie gesagt, nicht glauben, daß sich die Verhältnisse irgendwie nennenswert ändern. Wenn es den Herren des Landtags etwa gefiele, auf den Rücktritt des Ministerpräsidenten zu dringen, so wäre, für den noch gar nicht gesicherten Fall, daß auch der Regent damit einverstanden wäre, der sich von seinen Vertrauten nicht leicht trennt, mit dessen Abgang für die Protestanten nichts verloren. Denn seine Präsidentschaft bedeutete ohnehin einen Rückzug nach dem andern.

Uns will es scheinen, als ob wir Protestanten unter der anerkannten Herrschaft des Ultramontanismus nur zu gewinnen hätten. Wir erwarten nämlich von ihr mit Sicherheit eine Erstarkung des protestantischen Bewußtseins. Das liegt leider noch immer stark darnieder. Auf dem politischen Gebiet hat eben die letzte Wahlbewegung wieder einen betrübenden Beweis dafür geliefert. Die kleine konservative Partei, der es allerdings an Kapazitäten fehlt, hat in ihrem politischen Unverstand und in ihrer konfessionellen Charakterlosigkeit in Weißenburg ein Bündnis mit dem Zentrum abgeschlossen, und diesem dadurch zu zweien von den vier Stimmen verholfen, um die es jetzt in der Majorität ist. Aber auch in rein kirchlichen Dingen hätte bisher schon die Wachsamkeit größer sein sollen. Es hätte sich doch verhüten lassen, daß im Jahre 1897 für die Ausschmückung katholischer Kirchen 50 000 Mk. verwendet wurden und für die der protestantischen kein Pfennig, und daß für 1898 diese Staatsgelder an die katholische und evangelische Kirche verteilt wurden im Maßstab von 50 : 4, während das Verhältnis der Seelenzahl das von 2,5 : 1 ist. Wir hoffen, daß sich von jetzt an die Augen etwas schärfer auf die ultramontanen Machenschaften richten, und daß das Selbstgefühl der Protestanten um so mehr erstarkt, je mehr man es zu ertöten sucht. Die Menschen pflegen in Zeiten der Bedrückung am meisten zu gewinnen, und das Evangelium macht nie gesichertere Fortschritte als unter dem Zeichen des Kreuzes.

Verschiedenes

Bessere Fürsorge für unsre Diaspora! Man klagt über die ausschlaggebende Macht des Zentrums. Man sehnt sich nach einem neuen, mit bessern Kräften und mit dem ganzen Idealismus des evangelischen Geistes erfüllten Kulturkampf. Man wird lange klagen und warten können. Gewiß wird in der Seele unsers Volks protestantische Gesinnung auch auf politischem Gebiet sich immer wieder regen und rühren; daß sie eine Macht bleibe und erst recht werde, wünschen und vertrauen wir von Herzen und danken den Männern, die treu in dieser Richtung arbeiten. Aber unser Deutsches Reich ist hart an Rom gekettet. Die Kette kann nicht stärker sein. Sie heißt Interessengemeinschaft. Und „Interessengemeinschaft" ist, heute mehr denn je, in der Politik Alles. Was unsre deutsche Politik immer wieder zu freundschaftlichem Hand in Hand gehn mit der Kurie nötigt und auf lange hinaus nötigen wird, ist das gemeinsame Interesse gegenüber den angelsächsischen und slawischen Völkern. Wenn erst die Kurie selbst das wird klar erkannt haben, d. h. wenn sie auf die morsche Stütze der romanischen Völker endgiltig verzichtet haben wird, dann erst werden die Tage ihres heißesten Liebeswerbens kommen um das Deutsche Reich.

Unser Caeterum censeo dieser Weltlage gegenüber ist: Bessere Fürsorge für unsere Diaspora! Unablässig ist das protestantische Element in staunenswerter Ausbreitung begriffen. Freizügigkeit und Verkehrserleichterung werfen Alles durcheinander. Auch die Katholiken dringen auf gleichen Wegen in altprotestantisches Land. Aber darin liegt keine Gefahr, wenn wir auf dem Platze sind. Je mehr Gott die Menschen durch einander schüttelt, desto mehr muß Eine Herde und Ein Hirte werden. Vorausgesetzt, daß unser Salz salzt und unser Leben lebt! Vorausgesetzt, daß wir Gemeinden sind in der Heimat, und daß wir draußen unser Angriffsheer, unsre Diaspora, stärken, wie wir sollen.

Der Gustav-Adolf-Verein leistet Großes. Aber man lasse sich durch die Schlußsummen seiner Jahresrechnungen, durch die nur allzu oft wiederholte Zusammenrechnung seiner Gesamtleistung nicht zufrieden machen. Es essen zu viele Kinder aus dem großen Topf. Sie können nicht alle davon satt werden.

Heute nur der Hinweis auf zwei neue Zeitschriften aus der Diaspora. Seit Anfang des Jahres erscheint Der Bote aus Belgien, herausgegeben von Pfarrer Rochat in Lize-Seraing (Belgien). Vier Nummern im Jahr. Man abonnirt, indem man seine Adresse angiebt und den Wunsch ausspricht, die Blätter zugeschickt zu erhalten. Billiger geht es doch nicht. So wird es ja wohl auch mit dem andern Organ gehalten. Es betitelt sich: Fliegende Blätter aus der Diaspora Lothringens. Herausgegeben von den Zweigvereinen der Gustav-Adolf-Stiftung in Diedenhofen, Metz und Saarburg. Verantwortlicher Leiter: Pfarrer Dr. Ludwig Hallier in Diedenhofen. An den wende man sich also. Das erste Doppelheft vom Juni 1899 enthält mit Bildern die Rede Jacobis auf der Gustav-Adolf-Hauptversammlung in Ulm über die evangelische Diaspora Lothringens.

Das Beweglichste aber, was ich seit langer Zeit gelesen habe, ist doch die Schrift über die evangelische Gemeinde Grünthal in Westpreußen. Man lasse sie sich von dem Prediger Mühlradt in Grünthal bei Frankenfelde, W.-Pr., kommen. R

Noch einmal Heinrich Hansjakob. In Nr. 12 und 13 der Christlichen Welt hat Friedrich von Oertzen einen längern Aufsatz über den badischen katholischen Pfarrer und Volksschriftsteller Hansjakob veröffentlicht. Als neustes Buch von ihm bezeichnete er dort die „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin." Inzwischen sind zwei weitere Darbietungen seiner fruchtbaren Muse auf den Markt gekommen: „Aus kranken Tagen" in neuer Auflage und „Erzbauern." „Aus kranken Tagen" ist erst vor kurzem in anderm Zusammenhange in diesen Spalten warm gerühmt worden, in Nr. 29, Sp. 683. Es schildert in oft tief ergreifender Weise Hansjakobs Erlebnisse in der badischen Irrenanstalt Illenau und unterscheidet sich wesentlich nach Stoff und Stimmung von seinen übrigen Büchern, die immer wieder ähnliche Stoffe und Gedankenreihen bringen. Zu diesen gehört das sehr umfangreiche Buch (498 S., 6 Mk. gebunden) „Erzbauern." Hansjakob schildert uns darin einerseits einige Großbauern, die sich von den „Bürle" unterscheiden, wie die Erzherzöge von den Herzögen, und andrerseits Erzbergbau treibende Bauern in einer oft sehr minutiösen Detailmalerei und mit Hereinziehung einer Ueberfülle von untergeordneten Menschenbildern.

Indem ich auf diese beiden Bücher, namentlich das erstere, empfehlend hinweise, möchte ich das sehr günstige Urteil, das von Oertzen in seinen zwei Artikeln über Hansjakobs Persönlichkeit und litterarische Leistungen zur Ueberraschung vieler badischer Leser des Blattes gefällt hat, wenn auch nicht aufheben, so doch wesentlich einschränken. Ich begnüge mich dabei, um möglichst kurz zu sein, mit folgenden Bemerkungen.

1. Hinsichtlich der religiös-kirchlichen Stellung Hansjakobs rühmt von Oertzen die freisinnigen und weitherzigen ganz antiultramontanen Aeußerungen und meint nur in Anbetracht der geschilderten religiösen Volkssitten, daß wir als evangelische Leser „hier nicht ganz mitmachen könnten." Ich meine, wir können doch auch in seiner durch und durch katholischen Grundrichtung nicht mitmachen. Auch bezweifle ich, ob der Volksschriftsteller als Kirchenpolitiker und kirchlicher Volkslehrer von dem in seinen Büchern angedeuteten Freisinn ebenso Gebrauch macht. Wenn ja, so wäre direkt unter den Augen der sonst sehr scharfe Kontrolle übenden erzbischöflichen Kurie seine Hochschätzung in katholischen Kreisen nicht so weit verbreitet und so befestigt, wie sie es thatsächlich ist.

2. von Oertzen mißbilligt mit vollem Recht Hansjakobs Pessimismus und ausgeprägten Frauenhaß, es hätte vielleicht noch schärfer geschehen müssen. Doch beanstandet er mit keiner Silbe die demokratischen und antikulturellen Züge, die, um keinen andern Ausdruck zu gebrauchen, bis zur Ermüdung in fast allen seinen Schriften oft mit den gleichen Wendungen und Bildern wiederkehren. So gewiß aller Byzantinismus, die übertriebne Büreaukratie und der phrasenhafte und unredliche Respekt vor dem Beamtentum jedem aufrichtigen Christen zuwider sind, und andrerseits jedem Natur- und Volksfreunde das Schwinden guter alten Sitten, z. B. der Volkstrachten, schmerzlich ist, ebenso gewiß muß man doch als moderner Mensch auch den Mut und die Fähigkeit haben, in den verwandelten neuen Verhältnissen — man denke nur an die von Hansjakob so oft verurteilte Eisenbahn — Fortschritte zu erkennen und auch sie als von Gott gewollt, ja von Gott gegeben zu deuten. Die Art, wie Hansjakob hierin verfährt, ist bei aller dankbaren Anerkennung vieler seiner mannesmutigen und kraftvollen Aeußerungen oft ungerecht, oft unreligiös, oft manierirt.

3. von Oertzen rühmt Hansjakobs Kunst, die Schwarzwälder Bauerngestalten in ihren Schwächen und Vorzügen in gutem Sinne realistisch zu schildern, so wie sie wirklich sind, und nicht, wie sie sich für die künstlerische Darstellung gut ausnehmen. Gewiß hat der „badische Rosegger" Treffliches hierin geleistet. Ich habe selbst zu wenig Verkehr mit den Schwarzwäldern gehabt, um beurteilen zu können, ob jenes Lob völlig zutrifft. Doch ein Freund, der seit vielen Jahren in der Heimat unsers Bauernporträtisten weilt, versicherte mir, Hansjakob kenne seine eignen Landsleute nicht, sie seien mehr Produkte seiner Phantasie als seiner lebendigen Anschauung.

4. Hansjakobs Schriften sind gespickt mit Zitaten aus der Litteratur aller Zeiten und Länder; auch seine Predigten, höre ich, seien es in gleicher Weise. Der Leser bewundert gewiß die große Belesenheit und freut sich auch da und dort über die Blütenlese. Doch für mein Empfinden geschieht darin zu viel, auch sind die Quellen der Zitate zuweilen falsch angegeben; so, fiel mir auf, wurde in den Haslacher Bauerngeschichten das Wort Rückerts: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten," dem Altmeister Goethe zugeschrieben, und die Gedanken des pessimistischen Predigers in der Bibel von der „Eitelkeit der Eitelkeiten" und „Alles hat seine Zeit" wurden auf den im ganzen doch recht optimistischen und apokryphischen Jesus Sirach zurückgeführt. — Man wird das für Kleinigkeiten halten, aber ein Pfarrer und ein Schriftsteller von dem Rufe Hansjakobs sollte auch in diesen Dingen sicher sein.

5. Ob von Oertzen Hansjakob für einen wirklichen Dichter und Künstler hält, spricht er nicht deutlich aus, läßt es aber vermuten. Hier, glaube ich, liegt die Grenze der schriftstellerischen Begabung Hansjakobs am deutlichsten vor Augen. Er versteht es, die Poesie, „die überall im Volksleben zu finden ist," zu finden, nachzuempfinden und meist in ansprechender Weise wiederzugeben, aber ein wirklicher Dichter ist er nicht, und auch in der Darstellung fehlt ihm oft der künstlerische Zug. Dadurch daß er zu viele Gestalten in ein und derselben Erzählung vorführt, verlieren die Hauptgestalten nur zu oft die ihnen eigne Plastik. Meist erzählt er viel zu breit, als daß er auf die Dauer wirklich fesseln könnte, und durch die Häufung der Figuren in einer Erzählung sowie die chronikartige Darstellung verliert der Leser nur zu oft das Interesse an den Hauptpersonen Kühner

Vom weißen Kreuz. Unsre Leser finden im heutigen Anzeigenteil die Einladung zu einem Deutschen Kongreß des Bundes vom Weißen Kreuz. Der Fluch der Unsittlichkeit lastet so schwer auf unsrer Männerwelt, daß man nur einer jeden Regung des Widerstandes ernste Teilnahme entgegenbringen kann. Das Wesen des Weißen Kreuzes ist am besten gekennzeichnet durch das Gelübde, das es seinen Mitgliedern auferlegt (in neuerer Fassung, seit März 1898):

Für junge Männer vom 18. oder 19. Jahre an:

„Ich, N N, übernehme mit Gottes Hilfe folgendes Gelübde:

1. Alle Frauen und Mädchen mit Achtung zu behandeln und sie vor Unrecht und Herabwürdigung jeglicher Art nach Kräften zu beschützen;

2. alle unzüchtigen Redensarten, zweideutigen Scherze und Gebärden zu unterlassen, unsittliche Bücher, Bilder u. dergl. zu meiden;

3. die Verpflichtung zu einem keuschen Lebenswandel als gleich bindend für das männliche und weibliche Geschlecht anzuerkennen;

4. diese Grundsätze unter meinen Altersgenossen zu verbreiten und auch auf meine jüngern Brüder zu achten und ihnen zu helfen;

5. Gottes Wort, christliche Gemeinschaft, heiliges Abendmahl und Gebet (Apg. 2, 42) als Mittel zu einem Leben in Christo fleißig zu gebrauchen, um das Gebot erfüllen zu können: Halte dich selbst keusch!"

Für jüngere Leute vom 13. bis 17. Jahre:

„Ich, N N, trete der Jugendabteilung des Weißen Kreuzes bei und verspreche — mit Gottes Hilfe — ein sittlich reines Leben zu führen, dazu unkeusche Worte, Bücher und Bilder zu meiden."

Als Organ der Bewegung dient die Zeitschrift „Weißes Kreuz." Sie erscheint vierteljährlich und kostet durch die Expedition (A. Dartsch, Berlin W, Alvenslebenstr. 3 II) portofrei bezogen 50 Pfennige. R

Auf das Inserat, das über evangelische Bibliotheken Auskunft und Gutachten sammeln möchte, wird auch an diesem Orte ausdrücklich aufmerksam gemacht. D H

Quittung

Für die evangelische Bewegung in Oesterreich: 20 Mk. von W R, Göttingen; 12 von B und K, Würzburg; je 5 von F, Scheer; G R, Göttingen; 3 von M S, Breslau.

Für den tapfern Katholiken (vgl. Nr. 15): 11,50 Mk. von N, Augsburg.

Für Armenien: 5 Mk. von K, Neurode; 3 von K, Landeshut.

Für das notwendige Liebeswerk: 3 Mk. von M, Frankfurt a. M.

Auf die Klage an unsre Leser in Nr. 27: 16 Mk. von E G, Davos-Platz; 10 von B, Frankfurt; 3 von M Sch, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Freiexemplare für Hotels, Kursäle, Sommerfrischen werden jederzeit vom Verlag in Marburg bewilligt und versendet.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Versammlungskalender

29. 30. August Schweizerische Predigergesellschaft in Genf.

16.—19. September Deutscher Kongreß des Bundes vom Weißen Kreuz in Bielefeld.

18.—22. September Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins in Braunschweig.

19. 20. September Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Meiningen.

26.—28. September Protestantentag in Hamburg.

27. 28. September Hauptversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Stettin.

2.—5. Oktober Kongreß für Innere Mission in Straßburg.

9.—12. Oktober Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg.

Deutscher Kongreß des Bundes vom Weißen Kreuz

in Bielefeld vom 16. bis 19. September 1899

Sonnabend, den 16. September, abends 7½: Begrüßungsversammlung im Vereinshaus an der Altstädter Kirche. Leiter: Generalsuperintendent D. Braun, Berlin.

Sonntag, den 17. September, vormittags 10: Festgottesdienst in der Neustädter Kirche. Predigt vom Bundespräses, Generalsuperintendent D. Braun. Nach dem Gottesdienst: Gebetsversammlung in der Volkshalle bei der Neustädter Kirche. Leiter: Regierungslandmesser Töllner, Soest. Nachmittags 4 in der Volkshalle: Vortrag von Pastor Dr. Siedel aus Dresden über „Die Notwendigkeit der Weißen Kreuzarbeit." Abends 8 in der Volkshalle: Evangelisationsversammlung. Nur für Männer und Jünglinge. Redner: Pastor Michaelis in Bielefeld und Pastor Seippel in Rehme.

Montag, den 18. September, vormittags 9 in der Volkshalle: Morgenandacht. Leiter: Pastor D. von Bodelschwingh. 9½—11: Thema: „Die Bewahrung und Rettung der heranwachsenden Knaben und Jünglinge." Einleitender Referent: Sekretär Levsen aus Berlin. 11½—1: Thema: „Die Art der seelsorgerlichen Rücksprache und die Aufnahme in den Bund." Einleitender Referent: Forstmeister von Rothkirch aus Berlin. Nachmittags 3: Besichtigung der Bielefelder Anstalten durch die Kongreßteilnehmer. Zu gleicher Zeit: Spezialkonferenz der Leiter des Bundes. Nachmittags 5 in der Volkshalle: Abschiedsversammlung nur für Mitglieder des Bundes und Schluß des Kongresses. Verschiedene Redner.

Dienstag, den 19. September, vormittags 9 im Vereinshaus bei der Altstädter Kirche: Morgenandacht. Pastor Philipps aus Berlin. 9½: Spezialversammlung für Geistliche, Seminar-, Gymnasial- und andre Lehrer, Internatsleiter u. s. w. Leiter: Generalsuperintendent D. Braun. Außerdem Redner: Institutsdirektor Ziegler aus Wilhelmsdorf, Württemberg, Lehrer Trappmann aus Barmen.

Anmeldungen für Freiquartiere bitten wir möglichst bald an Herrn Sekretär Stöckle in Bielefeld, Volkshalle am Papenmarkt, gelangen zu lassen; spätestens bis zum 1. September 1899.

Das Lokalkomitee
Der Zentralvorstand des Bundes vom Weißen Kreuz

Die Geschäftsstelle des Bundes, Berlin W 57, Alvenslebenstr. 3, ist gern bereit, weitere Mitteilungen zu machen.

Freunde der Christlichen Welt

Eisenach. Freitag, den 6. Oktober, nachmittags 5 Uhr, im Gewerbehause (nahe dem Theater): Konsistorialrat Abt D. Hermann Schultz aus Göttingen über „das Bekenntnis in der evangelischen Kirche." Sonnabend, den 7. Oktober, vormittags 9 Uhr, ebenda: Pfarrer Bonus aus Großmuckrow über „die Germanisierung des Christentums." Am Mittag des 6. und Nachmittag des 7. Zusammentreffen auf der Wartburg.

Fünfzehnte Jahresversammlung des Allgem. Evang.-Protestant. Missionsvereins in Meiningen

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein, der für Ausbreitung des Evangeliums in Japan und China durch seine Sendboten wirkt und gegenwärtig ein neu eröffnetes, ebenso schwieriges wie aussichtsreiches Feld seiner Thätigkeit in Kiautschou hat, gedenkt am **19. und 20. September d. J.** zu seiner fünfzehnten Jahresversammlung in Meiningen zusammenzutreten. Wir beehren uns, alle Mitglieder und Freunde unsers Vereins — auch Frauen und Jungfrauen — zu dieser Versammlung auf das Herzlichste einzuladen.

Die auswärtigen Teilnehmer am Feste werden gebeten, sich, wenn irgend möglich, einige Tage vorher bei dem mitunterzeichneten Lehrer Schneider, Bismarckstraße 26 in Meiningen, anzumelden. Derselbe wird auf Wunsch auch Freiquartiere vermitteln.

Programm

Montag, den 18. September: abends 8: Gesellige Zusammenkunft im Kasino.

Dienstag, den 19. September: vormittags 9: Konferenz des Zentralvorstandes im Kasino. — Nachmittags 4: Konferenz des Zweigvereins Meiningen unter Beteiligung des Zentralvorstandes. — Abends 6: Gottesdienst in der Stadtkirche. Festprediger: Professor D. Drews aus Jena. — Abends 8: Evangelischer Gemeindeabend im Schützenhause. Eröffnung durch Oberkirchenrat D. Dreyer in Meiningen. Ansprachen.

Mittwoch, den 20. September: vormittags 9: Generalversammlung im Kasino. Geschäftlicher Teil. — 10 Uhr: Oeffentlicher Teil. 1. Eröffnung durch den Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt. 2. Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag von Pfarrer Dr. Christlieb aus Japan über: „Japanische Kulturinteressen und die evangelische Mission." 5. Berichte der Delegirten der Zweigvereine. — Abends 7: Zweiter evangelischer Gemeindeabend im Schützenhause. Ansprachen.

Meiningen, Juli 1899

Der Vorstand des Zweigvereins Meiningen

Der Ortsausschuß in Meiningen **Der Zentralvorstand**

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 29. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Vollendung des Karfreitagsgesetzes; Von der kirchlich-sozialen Konferenz — Verschiedenes: Einweihung der Konfirmandenanstalt in Deutsch-Wilke, jetzt Wolfskirch (Provinz Posen); Vermischte Nachrichten (Kirchenverfassung von Frankfurt a. M.; Aufruf zu Gunsten der evangelischen Bewegung in Oesterreich; Sächsische Verfügung betr. Konvertitenunterricht; Disziplinaruntersuchung gegen Pastor Weingart; Evangelisation in Köln; Evangelische in Italien)

Nr. 30. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Generalsynode der Brüdergemeine; 15. deutscher Kirchengesangvereinstag — Verschiedenes: Glaubensheilkünstler in Amerika; Vom Johanniterorden; Rettung verirrter Töchter; Jüdische Diakonissenschaft; Vermischte Nachrichten (Resolutionen des rheinischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes; Neue Zeitschrift; Aus der Kreuzzeitung; Italienisches, Zentrum) — Personalien

U. A. w. g.

Es soll der **Grundstock** zu einer **Bibliothek** festgestellt werden, deren Endzweck die **Erhaltung** oder **Erweckung deutsch-evangelischer, bezw. evangelisch-protestantischer Gesinnung** ist.

Welche Bücher werden dafür in erster Reihe ins Auge zu fassen sein?

Thunlichst baldige Antworten auf vorstehende Frage sind mit dem Vermerk Bibl. an die Redaktion d. Bl. erbeten. Ein Schlußergebnis wird veröffentlicht werden.

Todesanzeige.

Stade, den 4. August 1899.

Es hat Gott gefallen, unsern guten Vater, den

Kaufmann **Max Grotefend**

in Bückeburg,

im 62. Lebensjahr durch einen sanften Tod heimzurufen.

Pastor Lic. **Rolffs** und **Frau Else**, geb. **Grotefend**.

P. Nathanael Rösler
Missionar der Gesellschaft Berlin III für Deutsch-Ostafrika

Ottilie Rösler
geb. Majer

Vermählte.

Wuga, Post Tanga — Reutlingen

den 27. Juli 1899.

Predigergesuch.

Die durch den Tod des bisherigen Geistlichen vakant gewordene Pfarrstelle an der ersten deutschen evangel. protestantischen Gemeinde in Antwerpen ist baldigst neu zu besetzen. Anfragen bezw. Bewerbungen sind an den **Kirchenvorstand**, Lange Winkelstraat 5 in **Antwerpen**, zu richten.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin, Seydelstrasse 20.

☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

In meinem **Familienpensionat** finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, Schwarzenberg i. Erzgeb., Sachs.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshause empfehlen alle Arten **Paramente u. Kirchengeräte** Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen**
Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 5,75 Nachnahme oder Voreinsendung.
Zahllose Empfehlungen!
H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule I. Ranges
Villa Mont-Choisi-Neuchâtel (Franz. Schweiz).

Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten. Diesen Herbst werden einige Plätze frei.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine hochelegante **Concert-Mundharmonika** mit Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur **1 Mk. 75 Pf.** franco. Nachnahme 35 Pf. teurer. Man adressire an: **Norddeutsches Musik-Versandhaus Rostock,** Otto-Strasse 19.

NEU!

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig